

## Zur clementia Caesars

Von Max Treu

Anfang März 49, ehe Caesar am 9. vor Brundisium eintrifft<sup>1</sup>, schreibt er an Oppius und Balbus als Antwort auf einen Brief, in dem von seiner vor Corfinium bewiesenen Milde die Rede gewesen war: *gaudeo mehercule vos significare litteris, quam valde probetis ea, quae apud Corfinium sunt gesta. consilio vestro utar libenter et hoc libentius, quod mea sponte facere constitueram, ut quam lenissimum me praeberem et Pompeium darem operam ut reconciliarem. temptemus hoc modo si possumus omnium voluntates recuperare et diuturna victoria uti, quoniam reliqui crudelitate odium effugere non potuerunt neque victoriam diutius tenere praeter unum L. Sullam, quem imitaturus non sum. haec sit nova ratio vincendi, ut misericordia et liberalitate nos muniamus: id quem ad modum fieri possit, nonnulla mihi in mentem veniunt et multa reperiri possunt* (Cic., *ad Att.* IX 7 C 1).

Wie jede derartige Deklaration in einer von Furcht zerrissenen Menschheit hat auch dieser, für weitere Kreise bestimmte Brief Caesars eine gewisse Wirkung nicht verfehlt<sup>2</sup>, zumal man in der Freilassung der Gefangenen von Corfinium einen tatsächlichen Beweis der *clementia* Caesars vor Augen hatte. Plutarch berichtet (*Caesar* 34) – wohl im Anschluß an Pollio<sup>3</sup> –, wie beruhigend diese Nachrichten in Rom gewirkt haben. Cicero, der am 1. März mit Betrübten den Stimmungsumschwung unter der Landbevölkerung<sup>4</sup> und bald danach, am 4. März, mit Entsetzen die würdelose Kriecherei der Optimaten vor Caesar feststellt (*ad Att.* VIII 16, 2), hat Caesar gegenüber seine Anerkennung für die *clementia Corfiniensis* nicht verschwiegen<sup>5</sup> und auch diesen Caesar-Brief als «vernünftig» anerkannt. Allein, der Brief hat doch auch die Frage nicht verstummen lassen, ob seine *misericordia* und *lenitas* politischer Berechnung oder sittlichem Ethos ent-

<sup>1</sup> Vgl. Cic., *ad Att.* IX 13 A 1. Der terminus post quem ist der 1. März, der Tag, an dem Caesar in Arpi ist (*ad Att.* IX 3, 2).

<sup>2</sup> Vgl. *ad Att.* VIII 16, 2 *huius insidiosa clementia delectantur*.

<sup>3</sup> Z. St. vgl. Peter, *D. Quellen Plutarchs i. d. Biogr. d. Römer* (1865), 125. Ed Meyer, *Caesars Monarchie u. d. Prinzipat des Pompejus*<sup>3</sup> (1922), 293 Anm. 1. Der Darstellungsstil in c. 33f. ist reich an starken Farben.

<sup>4</sup> *ad Att.* VIII 13, 1f. *si ... neminem occiderit nec cuiquam quicquam ademerit, ab iis, qui eum maxime timuerant, maxime diligeretur. multum mecum municipales homines loquuntur, multum rusticani. nihil prorsus aliud curant nisi agros, nisi villulas, nisi nummulos suos. et vide, quam conversa res sit: illum, quo antea confidebant, metuunt, hunc amant, quem timebant*. Schon vor dem Fall von Corfinium hatte Cicero am 18./19. Febr. bemerkt, *multitudo et infimus quisque propensus in alteram partem* (*ad Att.* VIII 3, 4). Noch deutlicher ist *ad Att.* VIII 16, 1 von der caesarfreundlichen Stimmung unter der Munizipalbevölkerung die Rede (4. März).

<sup>5</sup> *ad Att.* IX 16, 1 *cum eius clementiam Corfiniensem illam per litteras conlaudavissem, worauf Caesar antwortet: recte auguraris de me – bene enim tibi cognitus sum – nihil a me abesse longius crudelitate*. Vgl. Dahlmann, *NJhb.* 1934, 22.

springt. Caesars Gegner haben sich unbedenklich für ersteres entschieden<sup>6</sup>, Caesar selbst hat, vor seiner Abreise nach Spanien, es Caelius gegenüber unumwunden durchblicken lassen, daß die «neue Art zu siegen» nicht die einzige ist, die er kennt<sup>7</sup>. Sogar ein Mann wie Curio äußert – ebenfalls im April des gleichen Jahres – zu Cicero (*ad Att.* X 4, 8): *ipsum (Caesarem) non voluntate aut natura non esse crudelem, sed quod popularem esse putaret clementiam*, – ein Urteil, für das Caesars drohende Haltung dem Volkstribun L. Caecilius Metellus gegenüber eine erneute Rechtfertigung abgegeben hatte<sup>8</sup>. Die neuzeitliche Forschung dagegen hat die andre Deutung bevorzugt: so Dahlmann (NJhb. 1934, 17 ff., bes. 24) auf Grund seines Glaubens an das Caesarbild, so Wickert (Klio 30 [1937], 238) auf Grund der geschichtlichen Tatsache, daß Caesar im Bürgerkrieg seinen Gegnern gegenüber wirklich Milde hat walten lassen, – als erster Römer, wie Wickert erwiesen zu haben meint<sup>9</sup>. Dieser recht weit verbreiteten Ansicht von Caesars «angeborener Neigung zur *clementia*»<sup>10</sup> stehen freilich auch kritischere Äußerungen, wie die von Syme (*The Roman Revolution* [1939], 159), entgegen, der sich ebenso wenig wie schon Ed. Meyer<sup>11</sup> durch die politischen Schlagworte hat täuschen lassen<sup>12</sup>.

Ein Für und Wider der Meinungen also auch heute<sup>13</sup>, bedingt dadurch, daß man den Brief als «vielsagendes Zeugnis»<sup>14</sup> dem Gesamtbild einordnete, nicht aber von ihm ausging und ihn interpretierte. Dies aber ist es, was hier versucht werden soll.

Nicht wenige Einwände stellen sich freilich einem derartigen Vorhaben entgegen. Der von Gelzer mit Recht betonte Satz, daß aus einer Einzeläußerung Caesars nicht seine letzten politischen Ziele zu erschließen sind<sup>15</sup>, gilt auch für

<sup>6</sup> Vgl. *ad Att.* VIII 9, 4 v. 25. Febr. Vgl. VIII 16, 2; X 7, 8 u. vorher VII 7, 7 u. 20, 2. Ed. Meyer a. O. 298 Anm. 2.

<sup>7</sup> *ad fam.* VIII 16, 1 = *ad Att.* X 9 A 1 (Mitte Apr.) schreibt Caelius an Cicero: *si existimas eandem rationem fore Caesaris in dimittendis adversariis et condicionibus ferendis, erras: nihil nisi atrox et saevum cogitat atque etiam loquitur*.

<sup>8</sup> *ad Att.* X 4. Plut. *Caes.* 35. *Pomp.* 62.

<sup>9</sup> a. O. 239. Vgl. aber unten S. 19f.

<sup>10</sup> Carl Koch, *D. neue Bild d. Antike* 2 (1943), 148.

<sup>11</sup> a. O. 339, vgl. 306.

<sup>12</sup> «The conversion of a military leader might sometimes have to be enforced, or at least accelerated, by the arguments of a common humanity. Caesar began it, invoking clemency, partly to discredit by contrast and memories of Sulla his Sullan enemies, partly to palliate the guilt of civil war. Almost at once he composed a propaganda-letter ... destined for wider circulation: the gist of it was to announce a new style of ending a civil war, clemency and generosity.»

<sup>13</sup> Zum Brief vgl. auch Gelzer, *Caesar, der Politiker und Staatsmann* 2 (1940), 210. E. Hohl, *Caesar* (Rostocker Univ.-Reden 10 [1930]), 20f. Jos. Vogt, NJhb. 1940, 134 m. Anm. 79: «Wie er seine politischen Gegner durch Erbarmen und Großmut zu gewinnen suchte, so umwarb er mit allen Künsten die Legionen der feindlichen Führer». Neuerdings auch Perrotta, *Cesare scrittore*, Maia 1 (1948), 5ff., bes. 13f. Zur *clementia Corfiniensis* vgl. Kornemann, *R. G.* II<sup>2</sup> 53 und *Weltgesch. des Mittelmeerraumes* I (Biederstein, München 1948), 460: «die erste Geste der Milde, die ihn wieder volkstümlich machen sollte», sowie Gérard Walter, *César*, (Michel, Paris 1947), 397. Lit. zur *clementia* b. Wickert, Klio 36 (1944), 1 Anm. und 3 Anm. 1 und b. H. Fuchs, *Mus. Helv.* 4 (1947), 170 m. Anm. 53. Von dem Aufsatz von E. Bux, *Clementia Romana*, Würzburg. Jhb. 3 (1948), H. 2 konnte ich die Korrekturfahnen bereits einsehen.

<sup>14</sup> Vgl. Oppermann, *Caesar* (1933), 95.

<sup>15</sup> *Caesar*, in: *D. neue Bild d. Antike* 2 (1943), 188 = *V. röm. Staat* I (1943), 125f.



unseren Brief. Und wie könnte man aus den Worten dieses Caesarbriefes heraus-hören wollen, ob sittlicher Ernst oder machtpolitische Berechnung aus ihnen spricht? Wie könnte man gar aus dem Wortlaut mehr entnehmen wollen, als es selbst die Zeitgenossen Caesars getan? Sagt nicht Cicero, der das Schreiben Caesars am 13. März dem Brief an Atticus beifügt, es sei *sana mente* geschrieben (IX 7, 3)? Und Balbus ist durch eben diesen Caesar-Brief bewogen worden, den ursprünglich an Cicero erteilten Rat (7 A) abzuändern, *quoniam Caesar est ea mente, quam optare debemus* (7 B 2); aus dem Brief sei ersichtlich, wieviel Caesar an einer Einigung mit Pompeius gelegen sei und wie fern ihm Grausamkeit liege, – *quam remotus sit ab omni crudelitate* (§ 1).

Allein, Cicero nennt dem Freunde gegenüber Caesars Schreiben *litteras ... sana mente scriptas, quomodo in tanta insania* (§ 3), – eine nur sehr bedingte Zustimmung, wie § 5 zeigt: *noli enim putare tolerabiles horum insanias*, und der folgende Satz sagt, was Cicero im einzelnen von den Cäsarianern erwartet: Beseitigung der Gesetze, des Senates, der Richter und der Gerichte, – *libidines, audacias, sumptus, egestates tot egentissimorum hominum nec privatas posse res nec rem publicam sustinere*. Wahrlich, alles andre, nur nicht *misericordia*. Der Brief als solcher hat Cicero freilich keinen Anlaß zu verstärktem Argwohn gegeben, er hat ihn aber auch nicht in dem Vorhaben beirrt, den Unentschlossenen zu spielen und einen *πλός ὥραιο*s abzuwarten. Es wäre nun aber wohl denkbar, daß Caesars Worte uns heute noch etwas durchblicken lassen, was seine noch so kritischen Zeitgenossen weder für auffällig noch für anstößig gehalten haben, eben weil die zeitgeschichtliche Situation es als naheliegend oder als selbstverständlich erscheinen ließ. Und wenn zugegebenermaßen Worte allein niemals ein Kriterium für die Aufrichtigkeit einer Willensäußerung sind, so hat doch Propaganda – um es überspitzt zu sagen – stets neben anderen Kennzeichen das der geistigen Unselbstständigkeit. Die Alternative in der Bewertung der *clementia* Caesars läuft zunächst für uns auf die eine, minder heikle Frage hinaus: Ist das, was Caesar sagt, original? Ist es neu, nicht nur in der Geschichte Roms, sondern – worauf Wickert auch in der Abhandlung über Princeps und βασιλεύς (Klio 36 [1944], 1 ff.) nicht eingegangen ist – in der griechisch-römischen Welt? Und endlich: Mehr noch als Taten vermögen doch Selbstäußerungen bisweilen ungewollt Einblick zu gewähren in die geheimsten Absichten jedes Menschen.

Was die Ausdrücke *reliqui, diuturna victoria uti* und *se munire* im Zusammenhang besagen, soll hier gefragt werden. Das hat man bisher nicht getan. Eindeutig und einmalig schien alles, von Caesars Intentionen und Willen geprägt. Die Frage, welche geschichtlichen Ereignisse und Gestalten für ihn von paradigmatischem Wert gewesen, schien nur in einem Fall, in dem des großen Makedonenkönigs, zu beantworten, staatstheoretische Erwägungen aber, und nun schon gar aus der Literatur gewonnene Erkenntnisse, dem nüchternen Realisten und genialen Tatenmenschen fernzuzuliegen.

Es bedürfte freilich des bekannten *Phönissen-Zitates* (v. 524 f., Cic., *de off.* 3,



82 = Sueton, *div. Iul.* 30, 5)<sup>16</sup> nicht, um bei Caesar, den das Altertum als *sententius creberrimus*<sup>17</sup> kannte, auch mit literarischen Reminiszenzen und topischem Gedanken- und Ausdrucksgut rechnen zu können. Mancher noch so persönliche Ausspruch von ihm zeigt selbstgewonnene Erfahrung und literarisches Bildungsgut vereint zu eigener Erkenntnis: Es sei bloß an den bekannten Ausspruch (Sueton, *div. Iul.* 77) über die *res publica* erinnert, die nur mehr ein Name, ohne Körper und Gestalt, sei, wo *corpus* und *species* unverkennbar dem *σωματοειδές* griechischer, vor allem stoischer Staatsphilosophie entspricht und von der altrömischen Auffassung der *res publica* weit entfernt ist<sup>18</sup>. Auch bei unserem Caesar-Brief hätte die Frage nach traditionellen und topischen Zügen schon durch den Vergleich mit Ciceros Definition der *clementia* (*de inv.* 2, 164) nahegelegt werden können, einer Stelle, die bereits von Dahlmann<sup>19</sup> und Wickert<sup>20</sup> herangezogen worden war. Die hier gegebene Begriffsbestimmung unterscheidet sich nämlich von der sonst üblichen Gleichsetzung der *clementia* mit *ignoscere*, wie Wickert hervorgehoben hat. Um so mehr ist man berechtigt, bei Cicero hier ein griechisches, wohl stoisches<sup>21</sup> Vorbild anzunehmen. Die Stelle berührt sich andererseits recht nah mit den Worten Caesars. Sie lautet: *clementia est, per quam animi temere in odium alicuius iniiectionis*<sup>22</sup> *concitati comitate retinentur*. Von einem nicht unbedeutenden Unterschied freilich wird noch zu sprechen sein. Daß aber Caesar nicht von seiner *clementia*, sondern von *misericordia*, *lenitas* und *liberalitas* spricht, braucht nicht als ein solcher vermerkt zu werden. Caesar braucht das Wort *clementia* niemals von sich selbst<sup>23</sup>.

Die Frage nach der Bedeutung der so eindeutig erscheinenden Caesar-Worte soll hier mit Bedacht gerade unter diesem Gesichtspunkt gestellt werden, was sie

<sup>16</sup> Vgl. Ed. Fraenkel, *Eranos Rudbergianus* (44, 1946), 82 m. Anm. 1.

<sup>17</sup> Cic. *Ep.* fr. 4 (b. Klotz III S. 169 Nr. 3). In den Commentarii ist das gnomische Element naturgemäß ein geringes. Darüber zuletzt Preiswerk, *Mus. Helv.* 2 (1945), 213 ff.

<sup>18</sup> Als Gegensatz zum bloßen Namen wäre die faktische Macht (*re ipsa*, Cic., *rep.* V 2) zu erwarten. Etwas durchaus Volkstümliches ist dagegen der Vergleich des Staates mit einem Körper und seinen Gliedern, trotz dem Versuche von Wilh. Nestle, die Fabel des Menenius Agrippa auf einen griechischen Ursprung und das letzte Drittel des 5. Jhdts. zurückzuführen (Klio 21 [1927], 350 ff., bes. 360) und der Behauptung Eilif Skards, *Zwei religiös-politische Begriffe, Euergetes-Concordia*, Abh. der Nord. Ak. d. Wiss., Oslo. Hist.-fil. Kl. 1931, 2, S. 89, die Fabel sei weder alt noch volkstümlich. Vgl. dagegen die Nachweise b. Dornseiff («übrigens eine schon altägyptische Geschichte»), *Liter. Verwendungen des Beispiels*, Vortr. d. Bibl. Warburg, 1924/25, 20 m. Anm. 5, und schon Ed. Meyer, *Kl. Schr.* 378 («eine zeitlose Anekdote»). Für *appellationem modo* unseres Caesar-Wortes sei auf Eur., *Phoen.* 553 *ὄνομα ἔχει μόνον* nur wegen des oben S. 199 genannten Phönissen-Zitates verwiesen, ohne daß auch für diese Worte eine literarische Reminiszenz anzunehmen wäre.

<sup>19</sup> a. O. 18.

<sup>20</sup> Klio 30 (1937), 235.

<sup>21</sup> Vgl. Kroll, *RE* 2. R. VII 1093 ff., bes. 1094 («de inv. 2, 160–162 unter stoischem Einfluß»).

<sup>22</sup> Der Textverderbnis hat man bisher nicht abhelfen können.

<sup>23</sup> Wickert a. O. 243. Andren legt Caesar freilich das Wort in den Mund: *b.G.* II 14, 5. 31, 4, vgl. Dahlmann a. O. 22f. Das widerlegt zwar nicht, modifiziert aber doch etwas das «bleibende Ergebnis der bisherigen Auseinandersetzungen» über die *clementia Caesaris*, das H. Fuchs a. O. 170 in dem Nachweis sieht, «wie das Wort *clementia*, das eine Weile hinter der *humanitas* hatte zurückstehen müssen, von Caesar aufgegriffen und durch ihn zum Ruhmestitel der europäischen Herrscher erhoben wurde».

für die Bewertung der vielgenannten und umstrittenen *clementia Caesaris* ergeben und darüber hinaus für Caesars Stellung zu Römertum und Hellenentum<sup>24</sup>. Mehr noch: Es wird zu fragen sein, ob sich in ihnen nicht eine unausgesprochene politische Absicht verrät und ein Ziel, das weiter ist und höher als der deklarierte Wunsch, mit Pompeius zu einer Einigung zu kommen. Lassen sich nur einige Anhaltspunkte ermitteln, die zur Beantwortung dieser Frage beitragen können, dann ist der Brief in der Tat vielsagend.

## II.

Wer sind die *reliqui*, von denen Caesar spricht? Als einer von ihnen ist Sulla genannt. Die Antwort ist also naheliegend, ja, selbstverständlich, und nur in ihrer Bedeutung zu würdigen. Denn selbst ein so allgemeiner Ausdruck zeigt ja, in welchen Menschenkreis in der gegenwärtigen Situation oder in welche entwicklungsgeschichtliche Reihe der Sprecher sich gestellt sieht: auch dann, wenn es ihm nicht um die Zugehörigkeit zu dieser Umgebung, sondern um das Anderssein zu tun ist. Daß Augustus ersteres hervorkehrt, indem er von den *ceteri* spricht, *qui mihi quoque in magistratu conlegae fuerunt* (*Mon. Anc.* 34, 3)<sup>25</sup>, Caesar dagegen betont, daß er anders ist als die übrigen, scheint bezeichnend<sup>26</sup>. Gekennzeichnet sind diese *reliqui* durch das Streben nach Ausnutzung und Behauptung des Sieges, durch die *crudelitas* und das dadurch hervorgerufene *odium* und durch die ephemere Dauer ihrer Herrschaft. Das gilt für alle Parteiführer in den inneren Kämpfen der ausgehenden Republik, nur das letztere nicht für Sulla. An Marius ist dabei noch zu denken und an Cinna<sup>27</sup>, auch wohl an Pompeius, den Caesar zwar noch zu gewinnen hofft, dessen Macht aber, wie der überstürzte Abzug aus Rom selbst seinen Anhängern deutlich gezeigt hatte, bereits aufs stärkste erschüttert war. Daß Cicero in dem gleichen Brief an Atticus, dem er unseren Caesar-Brief beifügt, § 5 von Pompeius sagt, *est firmior quam putabamus*, zeigt das ebensogut wie der Satz in § 1 *sic enim video nec duobus his viris nec hoc uno nos umquam rem publicam habituros*. Ein Bündnis beider oder eine Alleinherrschaft Caesars, den er *ad Att.*

<sup>24</sup> Vgl. dazu Wickert, NJhb. 1941, 12ff.

<sup>25</sup> Die umstrittene Deutung von *quoque* scheint mir durch Hohl, *Ein Selbstzeugnis des Augustus über seine Stellung im Staat*, Mus. Helv. 4 (1947), 101ff. endgültig geklärt.

<sup>26</sup> Wenn Syme, *Caesar, the Senate, and Italy* (Papers of the Brit. School at Rome 14 [1938], 1ff.) die Kontinuität der Politik Caesars mit der des Augustus an den Senatsergänzungen durch Aufnahme von Munizipalen nachweist, so bleibt m. E. der hier zu behandelnde augenfällige Unterschied in den Selbstäußerungen von diesen Feststellungen unberührt: ein Unterschied doch wohl nicht nur in der politischen Terminologie, sondern in der politischen Konzeption: so oder anders ein Unterschied in der Politik. Auch Syme würdigt übrigens a. O. 4 den hohen Quellenwert authentischer Äußerungen. Vgl. auch A. Rüstow, *D. Röm. Revolution u. Kaiser Augustus* (Besprechung von Symes Buch), Rev. de la fac. des sc. économiques de l'Université Istanbul 5 (1944), 224ff., bes. 246ff. (gegen eine zu starke »Verwestlichung« Caesars). An der Abhängigkeit des cäsarischen Absolutismus von hellenistischen Vorbildern hält Vogt fest (a. O. 134f. Anm. 81).

<sup>27</sup> Vgl. z. B. Cic. *ad Att.* VII 7, 7 (ca. 20. Dez. 50). Oppermann a. O. spricht nur von Marius und Sulla (vgl. Cass. Dio 41, 5, 1 und App., b. c. II 36, 145), doch hat schon Wieland in seiner Übersetzung der Cicero-Briefe IV (1811) 243 Anm. das Richtige erkannt.



VIII 16, 2 (4. März) als «den Sieger» bezeichnet, nicht aber sein Unterliegen, hält er für möglich<sup>28</sup>. Von Grausamkeiten des Pompeius hat zwar die Nachwelt, anders als bei Sulla und Marius, wenig mehr gewußt<sup>29</sup>. Die Zeitgenossen haben aber auch ihn mit diesem seit Ciceros Konsulatsjahr populären Schlagwort<sup>30</sup> nicht verschont. So spricht Sallust *Ep.* II 3, 7 von der Grausamkeit des Pompeius, der (im Jahre 52) 40 Senatoren zum Opfer gefallen<sup>31</sup>, und Cicero stellt wie in unserem Brief an Atticus so auch sonst mehrfach fest, daß Pompeius Bestrebungen zu zeigen beginne, die denen Sullas glichen<sup>32</sup>. Der Krieg, den er unter Aufbietung der Barbarenvölker gegen Italien zu führen beabsichtigt, ist ein unheilvoller, grausamer und wird keinen Dachziegel auf dem anderen lassen<sup>33</sup>. Zieht man die Stellung Ciceros zu Pompeius in Betracht, so gewinnen diese Äußerungen ein nicht geringes Gewicht.

Die von Caesar genannten Merkmale passen somit auch auf Pompeius bzw. auf die Meinung von ihm, die in jener Zeit in der Öffentlichkeit nicht vereinzelt war. Ob Caesar auch ihn unter den *reliqui* verstanden hat, ist nur mit unbeweisbarer Wahrscheinlichkeit zu sagen. So gewiß die Leser des Briefes nur Caesars Bereitschaft zu einer Einigung mit Pompeius daraus entnehmen sollten, so scheint doch in der Gegenüberstellung von *nos* und *reliqui* Pompeius im Stillen zu letzteren gerechnet. Daß die Äußerungen über ihn ganz bewußt jedes ausdrückliche Werturteil vermeiden, ist durch die Situation gegeben.

Die Vertragsbereitschaft Caesars hat sich bekanntlich als eine keineswegs bedingungslose erwiesen. Wenn Balbus d. Ä. Cicero geschrieben hatte, *nihil malle Caesarem quam principe Pompeio sine metu vivere* (*ad Att.* VIII 9, 4 v. 25. Februar), so zeigt Caesars Handlungsweise etwas ganz anderes. Er selbst berichtet, nach seiner Ankunft vor Brundisium, in aller Kürze: *Pompeius ... misit ad me N. Magium de pace: quae visa sunt, respondi* (*ad Att.* IX 13 A)<sup>34</sup>. Die Belagerung wird fortgesetzt, mit Entsetzen vernimmt das Cicero. Fünf Tage später, am 14. März, handelt es sich für Caesar nicht mehr um eine Einigung, sondern darum, *ut aut illum quam primum traicere quod habet Brundisii copiarum cogamus aut exitu prohibeamus* (*ad Att.* IX 14, 1). Bei aller Kürze wird Caesars Sprache um so deutlicher, je sinnloser es wäre, die strategischen und politischen Ziele noch zu verbergen.

<sup>28</sup> Am 27. Januar hatte Cicero freilich noch geschrieben: *videtur, si insaniet, posse opprimi* (*ad fam.* XVI 12, 4). Der Verlust von Picenum aber zeigt ihm, daß Caesar nicht aufzuhalten ist (vgl. *ad Att.* VIII 3, 4, 8, 1. *ad fam.* XVI 12, 2). Neue Hoffnungen schöpft Cicero, als er sieht, daß Caesar sich bei seinem ersten kurzen Aufenthalt in Rom keineswegs beliebt gemacht hat (*ad Att.* X 8, 6). Diese Hoffnung schwindet endgültig, als Cicero im Feldlager des Pompeius eingetroffen ist (*desperans victoriam, ad fam.* VII 3, 2).

<sup>29</sup> Vgl. jedoch Tac. *hist.* 2, 38 *post quos Cn. Pompeius occultior non melior.*

<sup>30</sup> Vgl. Dahlmann a. O. 21.

<sup>31</sup> II 4, 2. Minder umstritten als diese Stellen ist *Ep.* I 4, 1.

<sup>32</sup> Vgl. *ad Att.* VIII 11, 2 *genus illud Sullani regni iam pridem appetitur und dominatio quaesita ab utroque est* (27. Febr.), IX 10, 6 *ita sullaturit animus eius et proscripserit iam diu* (18. März). Vgl. X 4, 4 (*dominatio*), X 7, 1 *regnandi contentio est* (April d. J.).

<sup>33</sup> *ad Att.* IX 7, 5, vgl. 6, 7 *bellum crudele et exitiosum*, u. ö. Zum Urteil des M. Brutus über die Grausamkeit des Pompeius (b. Seneca, *controv.* X 1, 8) s. Ed. Meyer a. O. 577 Anm. 2.

<sup>34</sup> Vgl. Ed. Meyer a. O. 307 m. Anm. 1.

Vielleicht läßt aber auch unser Brief bereits etwas durchblicken, was der Gang der Ereignisse nach und nach immer deutlicher hervortreten ließ, – etwas, was Caesar mit *quae visa sunt* umreißt, was aber für Pompeius unannehmbar war.

In jedem Fall sind mit *reliqui* nur die κατ' αὐτὸν ἢ μικρὸν ἔμπροσθεν αὐτοῦ (Plut. *Caes.* 16) gemeint, nicht die Scipionen oder sonst jemand aus der frühen Republik<sup>35</sup>. Auch an keinen der Könige, *qui plurimum inter homines pollent*, ist zu denken, worauf einiges Gewicht zu legen ist, und auch an Alexander nicht. Es erscheint fraglich, ob nur mit Rücksicht auf die immerhin auch gewünschte Publizität dieses Briefes hier von ihnen nicht die Rede ist. Die politische Publizistik der Cäsarianer hat doch schon recht früh – nach dem Ansatz von Pohlenz um das Jahr 47 – sich keineswegs gescheut, Caesar in der Gestalt eines Romulus dem Leser vorzuführen<sup>36</sup>. Es scheint in unserem Falle die Folgerung wahrscheinlicher und natürlicher, daß Cäsar in erster Linie aus der Gegenwart und unmittelbaren Vergangenheit seines Volkes die Lehren der Geschichte entnahm, daß die Orientierung nach der Stellung, die seine Vorgänger eingenommen hatten, seine Taktik bestimmt.

Ist somit die naheliegende Antwort auf die Frage nach der Bedeutung von *reliqui* – auch wenn es ein Schluß ex silentio war – nur nach der negativen Seite zu erweitern, so zeigt sie doch, daß Caesars politisches Wollen keineswegs «außerhalb der Zeit<sup>37</sup>» steht, auch wenn er sich über sie erhebt. Vom *mos maiorum* allerdings fällt hier kein Wort. Beides, die Berufung auf die Altvorderen sowohl wie die Ankündigung von etwas durchaus Neuem, sind politische Schlagworte geworden. Im *b. c.* braucht Caesar gern das erstere, in unserem Brief das letztere: Mit gutem Grunde, denn was Caesar will, ist in einem tieferen Sinne unrepublikanisch, als es die Worte des Briefes beim ersten Augenschein besagen. Cicero, der erkannt hat, daß von einer *res publica*, wie im Fall einer Einigung mit Pompeius, so im Fall einer Alleinherrschaft Caesars, nicht die Rede sein kann, ist das nicht entgangen.

### III.

Der bekannte Satz Caesars aus dem Brief an Scipio (*b. c.* 3, 57, 4) von der Ruhe Italiens, dem Frieden der Provinzen und der Erhaltung des Reiches, oder auch das vor Corfinium gebrauchte und nachher von Augustus aufgenommene Wort *ut se et populum Romanum factione paucorum oppressum in libertatem vindicaret* (*b. c.* 1, 22, 5) ist oftmals als letzter Ausdruck der politischen Ziele Caesars gewertet worden<sup>38</sup>. In der Sorge um Volk und Reich hat man seit Mommsen immer wieder die Grundlage all seiner Handlungen sehen wollen<sup>39</sup>. Was aber schon

<sup>35</sup> Plutarch spricht a. O. noch von Fabiern, Metellern, Scipionen.

<sup>36</sup> Dion. Hal., *Arch. Rom.* II 7–29. Pohlenz, *Hermes* 59 (1924), 157 ff. Zur Datierung vgl. auch Wickert, *Klio* 32 (1939), 332.

<sup>37</sup> Wickert, *NJhb.* 1941, 19.

<sup>38</sup> Vgl. z. B. Oppermann a. O., aber auch Kornemann *R. G.* II<sup>2</sup> 89.

<sup>39</sup> Lit. b. Wickert, *NJhb.* a. O. 13 Anm. 1.



durch die Arbeiten Gelzers, Strasburgers und Symes<sup>40</sup> erwiesen war, zeigt in gewisser Hinsicht auch unser Brief. Auch er knüpft an Corfinium an, spricht es aber unverhohlen aus, daß es Caesar auf das *victoria uti* ankommt. Der Inhalt dieses Ausdruckes läßt freilich der Deutung einigen Spielraum, um so mehr, als Caesar der erste ist, für den diese Wortverbindung zu belegen ist, wie das Thesaurus-Material zeigt. Außer an unserer Stelle findet sich diese Wortverbindung noch *b. c.* 3, 83, 4. Drei Salluststellen schließen sich an: *Catil.* 39, 4. *Iug.* 38, 8. 42, 4. Daß der ursprüngliche Gebrauch des Ausdruckes als eines militärischen Terminus – wie Sall., *Iug.* 38, 8 – sehr viel älter sein wird, lehrt der bekannte Maherbal-Ausspruch bei Livius 22, 51, 4<sup>41</sup>, der sich auf Coelius Antipater, wenn nicht auf Catos *Origines* zurückführen läßt<sup>42</sup>. In unserem Fall haben wir jedoch zu untersuchen, was unter einer *politischen* Ausnutzung eines Sieges gemeinhin verstanden worden ist.

Die juristische Definition für *usus fructus* lautet: *usus fructus est ius alienis rebus utendi fruendi salva rerum substantia* (Paul. *dig.* 7, 1, 1). Man könnte versucht sein, das Wort *uti* für ein Synonym zu *frui* zu halten, mit dem zusammen es so oft gebraucht wird. Auf einen nicht ganz unwesentlichen Unterschied läßt jedoch die stereotype Wortstellung *usus fructus* schließen und die Tatsache, daß auch das Verbum *uti* stets vor *frui*, niemals diesem nachgestellt, gebraucht wird: *habere possidere uti frueique liceto* heißt es in der Gesetzessprache<sup>43</sup>. Nach *frui* kann allenfalls noch *tueri* folgen. Es erweist sich somit, daß *uti* die Vorstufe zu *frui* und dessen Voraussetzung bildet, den ständigen, stets erneuten Gebrauch, nicht so sehr das zuständige, ruhende und erfolggesättigte Dasein bezeichnet. Daß der Ausdruck *pace Augusta frui*<sup>44</sup> geprägt worden ist, scheint bezeichnend, und nicht ganz gleichgültig, daß Caesar den anderen Ausdruck, *victoria uti*, bevorzugt.

Vergleichen ließe sich eher die ebenfalls der militärischen Ausdrucksweise entstammende Verbindung *victoriam exercere*, wie sie sich z. B. CIL VI 1877 (a. 73. p. Chr.) findet: *Persicus ... exercuit decurias duas, victoria(m) et lictoria(m) consulares*. Doch wird dieser Ausdruck zu einem Schlagwort der Popularen gegen die Grausamkeiten der Nobilität: Sall., *Iug.* 16, 2 *L. Opimius ... acerrume victoriam nobilitatis in plebem exercuerat*; vgl. *Ep.* II 3, 5. Von dem sallustischen *victoriam componere* (*Ep.* I 1, 10), von *armis parta componere* oder *bellum civiliter deponere* (*Ep.* I

<sup>40</sup> *Roman Revolution* 155, wo Anm. 2–4 die Caesar-Stelle mit *Mon. Anc.* 1, Tac. *hist.* 4, 73 und *bell. Afr.* 22, 2 zusammengestellt ist. Gerade die hier zuletzt genannte Stelle zeigt die Topik: Da heißt es von Pompeius, daß er *paene oppressam funditus et deletam Italiam urbemque Romanam in libertatem vindicavit*. Vgl. auch Asinius Pollio *b. Cic. ad fam.* X 32, 5 und schon Sallust *Ep.* II 2, 4.

<sup>41</sup> Vgl. Plut. *Hann.* 17.

<sup>42</sup> Vgl. Gell. 10, 24, 6f. der das von der Geschichte mit der *cena* auf dem Capitol (H. R. R. Cato fr. 86, Coelius fr. 25) bezeugt. Ob aber Cato das Wort gebraucht hat, daß Hannibal den Sieg nicht zu nutzen verstehe, scheint mir nicht ganz sicher.

<sup>43</sup> Die Stellen im Thes. s. v. *frui* 1425, 23ff.

<sup>44</sup> *Ov., Ep. ex Pont.* 2, 5, 18 (Subjekt ist *humus*). Livius hat zweimal *victoria frui*: 3, 22, 8. 5, 6, 1, Tacitus sogar *bello frui*.



1, 7 und 3, 1) ist das, was Caesar sagt und will, grundverschieden. Auch hier spricht er als *imperator*.

Welche Vorstellungen sich in seiner Zeit gemeinhin an *victoria uti* knüpften, mag eine kurze Betrachtung der Caesar- und Sallust-Stellen zeigen. Auch historische Tatsachen sind heranzuziehen, um zu klären, was er selbst darunter verstand. Man wird sich freilich damit bescheiden müssen, bestenfalls etwas über den Charakter der Dinge zu erschließen, die Caesar mit *nonnulla mihi in mentem veniunt* andeutet. Über die «zahlreichen Maßnahmen, die sich noch finden werden» (*multa reperiri possunt*), etwas aussagen zu wollen, wäre vermessen. Vor dem Geheimnis des genialen Menschen, der die ganze Weite der Möglichkeiten überblickt, ohne sich im Augenblick über alle Einzelheiten Rechenschaft zu geben, müssen wir hier haltmachen.

Im b. c. 3, 83 schildert Caesar die Stimmung im Lager der Pompeianer in Thessalien und faßt den Bericht über ihre ehrgeizigen und eitlen Hoffnungen in dem Satz zusammen, in dem die Antithese *vincere* – *victoria uti* ebenso durchschimmert wie sein Urteil über die Unfähigkeit des Pompeius, den Sieg von Dyrrhachium strategisch auszuwerten: *postremo omnes aut de honoribus suis aut de praemiis pecuniae aut de persequendis inimiciis agebant nec quibus rationibus superare possent, sed quem ad modum victoria uti deberent, cogitabant*<sup>45</sup>. Die hier genannten drei Motive scheinen typisch. Das letzte von ihnen, die schonungslose Abrechnung mit dem Gegner, ist bei Sallust, *Iug.* 42, 4 als Folgeerscheinung einer hemmungslosen Ausnutzung des Sieges durch die Nobilität, vor allem nach Beseitigung der Gracchen, genannt: *igitur ea victoria nobilitas ex lubricine sua usa multos mortalis ferro aut fuga extinxit plusque in reliquom sibi timoris quam potentiae addidit. quae res plerumque magnas civitatis pessum dedit, dum alteri alteros vincere quovis modo et victos acerbius ulcisci volunt*. Die Stelle zeigt zugleich, daß ein Mehren der *potentia* die Folge des auf rechte Weise, nicht *ex lubricine*, genutzten Sieges ist. Es sind nicht nur inferiore Kreaturen, die zuallererst an die *potentia* und die *honores* denken. Auch die letzte Salluststelle schließt sich hier an, *Cat.* 39, 4: *quod si primo proelio Catilina superior aut aequa manu discessisset, profecto magna clades atque calamitas rem publicam oppressisset neque illis, qui victoriam adepti forent, diutius ea uti licuisset, quin defessis et exsanguibus, qui plus posset, imperium atque libertatem extorqueret*. Was für die Republik *imperium* und *libertas* war, konnte für Caesar nur *imperium* und *potentia* heißen. Auf sie kommt es dem Römer bei einem Ausnutzen des Sieges in jedem Falle an. Man braucht nicht an das Verhalten der hellenistischen Herrscher zu ihren Untergebenen zu denken: Auch sie wollten die Anerkennung ihrer Hegemonie und Ehren als Lohn einer schonenden Behandlung der Untertanen erreichen<sup>46</sup>. Es genügt, an das altrömische Streben nach

<sup>45</sup> Vgl. Cic., *ad Att.* XI 6, 6; *ad fam.* VII 3, 2. Plut. *Caes.* 42. Pomp. 67.

<sup>46</sup> Vgl. Pol. 18, 3, 7 τῶν πόλεων φείδεσθαι χάριν τοῦ τοὺς νικήσαντας ἡγεῖσθαι τούτων καὶ τιμᾶσθαι παρὰ τοῖς ὑποτακτομένοις. Dazu Heuß, *Stadt und Herrscher d. Hellenismus* (1937), 250.

*gloria* und *honor* zu denken, um zu vermuten, daß die *misericordia* Caesars ein Mittel seiner Politik war, die auf Erringung der Macht zielt<sup>47</sup>. Von persönlichen materiellen Vorteilen, den *praemia pecuniae*, können wir bei Caesar füglich absehen. Sie wären seiner unwürdig<sup>48</sup>, und die Erwähnung der *liberalitas* soll gerade auch in dieser Hinsicht die öffentliche Meinung vor einer Annahme bewahren, die psychologisch zwar naheliegen mochte, Caesar gegenüber jedoch eine gröbliche Unterstellung bedeutet hätte. Das Wort ist wohl berechnet. Ebenso soll die Ankündigung der *misericordia* die Furcht all derer zerstreuen, die eine grausame politische Abrechnung erwarteten. Wie die Geschichte der Bürgerkriege zeigt und wie man noch in der Kaiserzeit deutlich spürt, muß dieser Wesenszug tief im Volkscharakter des Römers gewurzelt haben, gilt doch z. B. für Plinius d. J. die Möglichkeit einer Abrechnung mit den Delatoren als wesentliches Merkmal der *libertas*<sup>49</sup>.

Wenn Caesar in diesen beiden Richtungen der Volksmeinung etwas Unerwartetes, Besseres und Neues entgegenhält, so widerspricht er doch nicht der Erwartung, die unter *victoria uti* eine gesteigerte Machtstellung des Siegers verstehen mußte. Stillschweigend ist die *potentia* miteinbegriffen in dem Ausdruck *victoria uti* oder *frui*<sup>50</sup>, wie ihn Caesar gebraucht. Und nicht nur eine Machtstellung, sondern eine langwährende Machtstellung erstrebt er: das besagen die Worte *diuturna victoria uti* ganz offen.

Diese Worte lassen in aller Schärfe Caesars Stellung an der Grenzscheide zweier Zeiten erkennen, gleich weit entfernt von der Geisteshaltung der Republik wie von der Kaiserzeit. Ein Ziel erstrebt er, an das kein Jahresbeamter der Republik denken konnte, solange die Satzungen der alten Staatsform noch Gültigkeit hatten und ihr Geist noch lebendig war. Andererseits liegt aber darin auch nicht die geringste Spur von dem Ewigkeitsgedanken, der, obwohl keineswegs ohne Sträuben aufgenommen<sup>51</sup>, dem Prinzipat des Augustus und seiner Nachfolger besonderen Glanz verleihen sollte<sup>52</sup>. In der frühen Republik hatte man nur auf dem Schlachtfeld von *victoria uti* gesprochen. Im übrigen hatte man den Sieg oder hatte ihn nicht, man hielt ihn in Händen und brachte ihn heim, oder der Gegner

<sup>47</sup> Von seinem *principatus armis quaesitus* haben Hirtius und Pansa gesprochen: Vell. II 57.

<sup>48</sup> Leute vom Schlage Curios freilich dachten auch hieran. So schreibt der caesar-treue Matius nach dessen Tod an Cicero (*ad fam.* XI 28, 2): *itaque in victoria hominis necessarij neque honoris neque pecuniae dulcedine sum captus, quibus praemiis reliqui, minus apud eum quam ego cum possent, immoderate sunt abusi*. Mit *liberalitas* meint Caesar offenbar ganz wörtlich seine allbekannte Freigebigkeit – Getreidespenden u. dgl., wie sie ja auch tatsächlich erfolgt sind, – nicht «Weitherzigkeit».

<sup>49</sup> Plin., *Ep.* IX 13, 4. Vgl. Tacitus' Bericht über die Senatsverhandlungen nach dem Ende des Vitellius, *hist.* 4, 40ff. (*insignis publica severitate dies*).

<sup>50</sup> Daß Caesar auch diesen Ausdruck verwendet hat, ist aus gr. ἀπολαύειν in dem von Plut., *Caes.* 48, 4 überlieferten Brief zu schließen: τοῖς δὲ φίλοις εἰς Ῥώμην ἔγραψεν, ὅτι τῆς νίκης ἀπολαύει τοῦτο μέγιστον καὶ ἥδιστον, τὸ σφῆναι τινὰς αἰὶ τῶν πεπολεμηκότων πολιτῶν αὐτῷ.

<sup>51</sup> Für die Staatsreligion weist das die Erlanger Antrittsvorlesung von Carl Koch nach.

<sup>52</sup> Vgl. Instinsky, *Hermes* 77 (1942), 313ff.



tat es. Geboren wird der Sieg<sup>53</sup>, – ein Ausdruck, der deutlich genug an die Geburtsschmerzen gemahnt und die immerwährenden Kämpfe, die zu ihm führen. Wenn man in den Säkulargebeten um eine *sempiterna victoria* betete, so meinte man damit eben den jeweils neu gegebenen Sieg in den Kämpfen, ohne die ein Wachsen der *res publica* nicht möglich war<sup>54</sup>. Und wenn die Censoren – seit der bedeutsamen Änderung des Lustrationsgebetes durch Scipio Africanus minor<sup>55</sup> – um *perpetua incolumitas* beten, ist auch da die *res publica* als alleinige Empfängerin der Segnungen eines gesicherten Daseins gedacht. Der Nutznießer des Sieges, von dem Caesar spricht, ist jedoch in erster Linie der Sieger selbst. Allenfalls als Teilhaberin mag die *res publica* gedacht sein: Caesars wiederholte Hinweise auf die durch seine Eroberungen erschlossenen materiellen Einkünfte zeigen das. Wie verschieden ist aber auch wieder sein Ziel von dem des Augustus, der von der Hoffnung spricht, auch nach dem Tode noch als Schöpfer des *optimus status rei publicae* zu gelten<sup>56</sup>. Caesars Worte sind nüchtern und frei von jedem Illusionismus. Wiewohl Cicero von ihm gesagt hat *Caesar semper immortalitatis amore flagravat* (*pro Marc.* 28), liegt weder hier noch sonstwo ein unmittelbares Selbstzeugnis Caesars zu dem Thema «Kaiser und Ewigkeit» vor<sup>57</sup>. Bezeichnenderweise gehören alle seine Maßnahmen, die man dafür angeführt hat<sup>58</sup>, in die letzten Jahre. An unserer Stelle ist nur gesagt, daß eine Machtstellung erstrebt wird, die lange Zeit dauern soll. Die Diktatur Sullas hat eine solche längere Zeit gedauert, 3 Jahre. Das Äußerste, was man den Worten Caesars entnehmen könnte, ist, daß er bereits hier an eine lebenslängliche Herrschaftsstellung gedacht hat.

Eben dieses Äußerste scheint jedoch keineswegs unwahrscheinlich, denn Caesar gebraucht *diuturna victoria* *uti* als Synonym zu *diutius victoriam tenere*. In jedem Falle verraten diese Worte ein politisches Ziel, zu dessen Erreichung alles andere nur Vorstufen waren: das im April 49 vom Senat vergeblich erbetene Kommando zur Fortführung des Krieges gegen die Pompeianer ebenso wie das heiß erstrebte und umstrittene zweite Konsulat und die ersten, kurzfristigen Diktaturen. Das hielt sich alles noch durchaus im Rahmen der Republik<sup>59</sup>. Caesar hat abdiziert, was er 5 Jahre später an Sulla so scharf rügt<sup>60</sup>. Der Wortlaut des Caesar-Briefes läßt jedoch die gleiche Auffassung bereits im März 49 durchblicken. Ciceros Befürchtungen, die sich z. B. aus der Wortverbindung *diuturnitas victoriae et domi-*

<sup>53</sup> Nach Ausweis des Thes. ist *victoriam parere* die älteste und häufigste Verbalverbindung (Scipio maior frg. Gell. 4, 18, 3; Rhet. Her. 3, 10, 18.; Cic.; Caes.; *bell. Afr.*). Daneben *adipisci* (Cic.; Caes.; *bell. Afr.*), *consequi*, *referre*, *reportare* (Cic.).

<sup>54</sup> Freundlicher Hinweis Kochs.

<sup>55</sup> Val. Max. IV 1, 10. Dazu Liegle, Hermes 77 (1942), 283.

<sup>56</sup> Suet. Aug. 28, 2 *ita mihi salvam ac sospitem rem publicam sistere in sua sede liceat atque eius rei fructum percipere, quem peto, ut optimi status auctor dicar et moriens ut feram novam spem, mansura in vestigio suo fundamenta rei publicae, quae iecero.*

<sup>57</sup> Ein einziges Mal findet sich bei Caesar das Wort *aeternus*: Er läßt Critognatus b. G. VII 77, 15 von *aeterna servitus* sprechen!

<sup>58</sup> Vgl. Koch, D. neue Bild d. Antike 2, 149f.

<sup>59</sup> Vgl. Wilcken, Zur Entw. d. röm. Diktatur, Abh. Ak. Berlin 1940, 1, 14ff.

<sup>60</sup> Suet., *div. Iul.* 77 *Sullam nescisse litteras, qui dictaturam deposuerit.*

*nationis* (*ad. Att.* VII 22, 1) ablesen lassen, erscheinen wie eine Vorahnung. Bei *diuturna victoria uti* mag man noch allenfalls an das Konsulat und an ein Niederlegen des Amtes denken: *diutius victoriam tenere* aber schließt m. E. den Gedanken an ein Jahresamt ebenso aus wie den an ein baldiges Abdizieren.

So zeichnet sich, was bis zum Jahre 59 noch keineswegs sichtbar war, hier im Jahre 49 in einem Selbstzeugnis ab: die Konzeption eines weitgesteckten politischen Zieles, das Caesar unbeirrt angestrebt hat. Eine Herrscherstellung, an Dauer nicht geringer als die Sullas, jedoch von anderer Art, denn eine Tyrannis sollte es nicht werden.

#### IV.

Dies ist es nämlich, was die Worte sagen wollen, die nun noch zu behandeln sind: *ut misericordia et liberalitate nos muniamus*. Das ist, ebenso wie vorher *temptemus*, ein treffliches Beispiel des soziativen Plurals: eines Mittels der *Captatio benevolentiae*<sup>61</sup>, das hier von Caesar in vollendeter Weise gehandhabt wird<sup>62</sup>, das aber nicht darüber hinwegtäuschen kann, daß mit *nos* fraglos Caesar selbst gemeint ist. Nur Caesar kann ja auch *misericordia* und *liberalitas* in vollem Ausmaß beweisen. Die *clementia* ist in der Tat, wie Dahlmann hervorgehoben hat, die Herrschertugend eines Einzelnen. Das Wort *munire*, das ursprünglich das Schützen einer Stadt, eines Gemeinwesens durch *moenia* bedeutet, ist hier also in einem abgewandelten, übertragenen – oder richtiger eingeschränkten – Sinn von dem Schutz der eigenen Person gebraucht. Auch Cicero verwendet das Wort so<sup>63</sup>, während sich im älteren Latein eine solche Gebrauchsweise nicht findet<sup>64</sup>. Es verdient zunächst festgehalten zu werden, daß hier Caesar nicht von der Festigung der Herrschaft oder von der Sicherung des Reiches spricht. Es wird zu entscheiden sein, ob der Gedanke persönlicher Sicherheit im Sinne eines Schutzes vor gerichtlicher Strafverfolgung vorliegt oder an den Schutz der eigenen Person, Leib und Leben

<sup>61</sup> Hofmann, *Lat. Umgangssprache*, 135. Lit. b. Löfstedt, *Syntactica* I<sup>2</sup> (1942), 40 Anm. 1.

<sup>62</sup> Der soziative Plural will, wie Hofmann a. O. treffend bemerkt, durch Miteinbeziehen anderer Personen einen Kontakt herstellen, «der die Basis für gemeinsames Urteilen und Handeln schafft». Der Pl. steht hier bei Caesar mit geradezu innerer Notwendigkeit: die Basis für ein gemeinsames Urteilen soll bereits ein erster Schritt zur Erreichung des Zieles sein, soll ihm das Wohlwollen und damit ihn selbst sichern.

<sup>63</sup> *ad fam.* IX 18, 2 *munio me ad haec tempora*. Zu *de fin.* 2, 84 s. u. S. 209.

<sup>64</sup> Für übertragenen Gebrauch des Wortes bis auf Tacitus bietet das Thesaurusmaterial folgende Belegstellen: Cic., *Epist.* 9, 18, 2; Caes. *b. G.* 1, 44, 6 u. b. Cic. *ad Att.* 9, 7 c, 1; Liv. 22, 1, 3; Sen. *Epist.* 13, 3 (*accipe a me auxilia, quibus te munire possis*); Tac. *Agr.* 45, 2. Wieandersartig im Vergleich zu der Selbstäußerung Caesars die Aufgabe des Siegers dem Sallust erscheint, zeigen Sätze aus dem II. Brief v. J. 50, wie II 4, 4 *quo magis tibi etiam atque etiam animo prospiciendum est, quoniam modo rem stabilias communiasque*; vgl. 4, 1 Sulla .. *partis suas muniri intellegebat*. Das war *inter proelia victorias* (sc. Caesaris, II 2, 2) gesagt. Nach dem Siege aber heißt es *Ep.* I, daß Friede und Eintracht zu festigen sind: 5, 1 *de pace firmanda*, 5, 3 *firmanda igitur sunt .. concordiae bona*, 6, 5 *pacem et concordiam stabilivisse*; vgl. 3, 1 *illa (pax) ut quam iustissima et diuturna sit*. Wenn auch *Ep.* II 6, 6 – im Hinblick auf das Schicksal, das man Drusus bereitet hatte, – vom persönlichen Schutz Caesars die Rede ist, so will Sallust selbst zu den *amici* zählen: *quo tibi, imperator, maiore cura fideique amici et multa praesidia paranda sunt*.



gedacht ist. Die geschichtliche Lage zeigt, daß beide Gedanken durchaus aktuell waren.

Vor allem gilt das von dem Schutz vor einer Strafverfolgung. Wie sehr gerade dieses Motiv die Handlungsweise Caesars vor Ausbruch des Bürgerkrieges beherrscht hat und bei der Bewerbung um das zweite Konsulat mit ausschlaggebend war, ist bekannt. Der von Pollio überlieferte Ausspruch Caesars auf dem Schlachtfeld von Pharsalus – *hoc voluerunt: tantis rebus gestis Gaius Caesar condemnatus essem, nisi ab exercitu auxilium petissem* (Suet., *div. Iul.* 30, 4; vgl. Plut., *Caes.* 44) – ist nur ein Beleg von vielen. Aber nicht daran ist an unserer Stelle gedacht, sondern an den Schutz von Leib und Leben. Das πολυθρόνητον τυραννικὸν ζήτημα (Plat., *Rep.* 566 B), die Leibwache<sup>65</sup>, die ebenso wie das *odium* ein Kennzeichen des Tyrannen ist, ist die Vorstellung, die hinter diesem Bilde steht. In der Form, wie es hier entgegentritt, soll es freilich gerade das Gegenteil besagen: daß keine Tyrannis angestrebt wird. Allein, das Paradoxon, daß eben nicht eine Leibwache, sondern *misericordia* und *liberalitas* das Leben des guten Herrschers schützen, läßt doch erkennen, in welcher Gedankenwelt und in welchem geschichtlichen Raum es entstanden ist. Es ist nicht die römische Welt<sup>66</sup>. Der Satz ist nicht ein bloßes Gegenstück zu der *crudelitas* der vorher erwähnten Parteiführer Roms. Ein neues Moment, das sich aus der römischen Geschichte und Gegenwart allein nicht erklären läßt, enthält dieser bildliche Ausdruck *misericordia se munire*.

Was Caesar hier braucht, ist ein Topos. Schon einige Beispiele zeigen das.

Das gleiche Motiv verwendet Cicero, *de fin.* 2, 84, um den Satz Epikurs zu widerlegen, daß die Freundschaft ein *praesidium* sei: Mit *liberalitas* allein, so wendet er ein, könne man das gleiche erreichen, auch ohne Freundschaft: *multorum te benevolentia praeclare tuebere et munies*. Es darf daran erinnert werden, daß auch Caesar von *liberalitas* sprach. Auch Sallust verwendet in seinem politischen Traktat von Jahre 46 diesen Topos, daß *benignitas* und *clementia* Vertrauen und Gedeihen sichern: *Ep.* I 3, 2f. spricht er davon, daß keine grausame Herrschaft lange dauert, niemand gefürchtet wird, ohne daß auch er fürchten muß, und das ergäbe dann einen ewigen Kriegszustand, *quoniam neque adversus neque ab tergo aut lateribus tutus sis ... contra, qui benignitate et clementia imperium temperavere,*

<sup>65</sup> Schon Alkaïos erhebt gegen Pittakos den Vorwurf, er wolle – nach seiner vornehmen Heirat – als König, von Leibwächtern geschützt, die Stadt beherrschen: fr. 118, 7ff. D.<sup>2</sup> sind die Worte ξυστοφο[σ]ή[με]νος und βασιλεὺς ἔχην erhalten. Freilich kann man auch bei den Hetairien, den Schutz- und Trutzbünden junger Adelige, von δορυφόροι sprechen, wie das Scholion zu Alkaïos 46 B D. (*Lyrici Graeci redivivi*, Rh. M. 92 [1943], 25) zeigt. Gelegentlich taucht auch nachher in Erörterungen über die Freundschaft das Wort als ein Anachronismus auf.

<sup>66</sup> Cic., *Phil.* V 17 sagt: *quod unus M. Antonius in hac urbe post conditam urbem palam secum habuerit armatos*, schwächt allerdings diese Behauptung etwas ab, nur wenige Leibwächter und im Verborgenen hätten vielleicht die andren gehabt. Wenn Pompeius gelegentlich sich von einer *προσώα* begleiten ließ (Dio 40, 50, 2), so war das außerhalb des Pomeriums. Nach Plut., *Marius* 43 ist freilich Cinna von Leibwächtern umgeben in Rom eingezogen, und auch Marius habe entlaufene Sklaven als Leibwache gehabt.

*iis laeta et candida omnia visa, etiam hostes aequiores quam aliis cives*<sup>67</sup>. Auch die Kehrseite hiervon, daß Tyrannen meinen, sie seien um so sicherer, je nichtsnutziger ihre Untergebenen seien, findet sich bei Sallust erwähnt<sup>68</sup>. Das Motiv, das Cicero auch noch nach Caesars Tod aufgreift (*Phil.* II 112 *caritate te et benevolentia civium saeptum oportet esse, non armis*), läßt sich weit hinaufverfolgen. Nur Einiges sei herausgegriffen.

Die Frage nach dem rechten Schutz mußte sich mit besonderer Dringlichkeit dort erheben, wo der Mensch das Wanken und Zusammenbrechen altüberkommener Ordnung und eine unausweichliche Gefährdung seines menschlichen Daseins erlebte, im Zeitalter der Lyrik. Wohl hatte schon das Epos von dem Einzelhelden als *πύργος* gesprochen<sup>69</sup>, und ähnlich sprechen Kallinos (fr. 1, 20 D.<sup>2</sup>) und auch noch Theognis (233). Alkaios aber hat mit aller Entschiedenheit gesagt, daß nicht Stein oder Holz oder Baumeisterkunst die Stadt sind (fr. 191 L.), nicht Waffen es sind, die Wunden schlagen (fr. 192 L.), sondern edle, entschlossene Männer; sie sind auch der Schutz der Polis: *ἄνδρες γὰρ πόλιος πύργος ἀρετίος* (fr. 35, 10 D.<sup>2</sup>). In mannigfachen Widerspiegelungen läßt sich der Gedanke auch in der römischen Literatur von Ennius (v. 500 V.<sup>2</sup>) bis Tacitus<sup>70</sup> herabverfolgen. Nur ein Schritt war von dieser Erkenntnis zu jener, deren Ausdruck das Motiv ist, das uns hier beschäftigt, wonach nicht die Menschenmenge, sondern das Ethos, das der anderen wie vor allem das eigene, der beste Schutz und Schirm ist. Nicht erst die wissenschaftliche Ethik hat, wie man zunächst meinen könnte, den Weg zu solcher Verinnerlichung erschlossen. Schon der altgriechischen Volksweisheit ist eine Geringschätzung äußerer Güter um der immateriellen Werte willen nicht fremd. Ja, sie hat in einer wahren Freude an dem Paradoxen<sup>71</sup> solcher verinnerlichten Erkenntnis mannigfachen Ausdruck verliehen. Gerade in der Frühzeit sind Lebensregeln besonders radikal, «ganz im Sinne dieser Menschen, die zwischen der Licht- und der Nachtseite des Lebens keinen goldenen Mittelweg kennen und kennen wollen» (H. Fränkel)<sup>72</sup>. Auch das Motiv, dem hier nachgegangen werden soll, hat seinen Ursprung wohl schon in der Spruchweisheit der Sieben Weisen, die bereits in frühen Legenden ja gerade als Männer erscheinen, «mächtig ... nicht

<sup>67</sup> Zur mangelnden *διαμονή* der grausamen Gewaltherrscher s. die Stellen b. Instinsky, *Hermes* 77 (1942), 318 Anm. 2–4.

<sup>68</sup> Ebda. 1, 5 *id eo evenit, quia plerique rerum potentes pervorse consulunt et eo se munitiores putant quo ille, quibus imperitant, nequiores fuere*. Steidle, *Hermes* 78 (1943), 93 Anm. 2 vergleicht dazu Aristot. *Polit.* 5, 1314 a 1; Xen. *Hier.* 5, 1 und bemerkt: «Es liegt eine griechische Auseinandersetzung über die richtige Ausübung der monarchischen Gewalt zugrunde». – Vgl. auch Plutarch, *Gastmahl der Sieben Weisen* (*Moralia* 147 D).

<sup>69</sup> Vgl. H. Fränkel, *Hom. Gleichnisse* (1921), 38. In der Odyssee heißt sogar der Adel schlechthin trotz seiner Nichtsnutzigkeit *ἔqua πόληος* (ψ 121).

<sup>70</sup> *hist.* I 84 *aeternitas rerum et pax gentium et mea cum vestra salus incolumitate senatus firmatur*. Vgl. den Komm. v. Valmaggi zu *congestu lapidum* ebda. Zur Senatsrede des Pompeius v. 17. Jan. 49 vgl. Cic., *ad Att.* VII 11, 3 «*Non est*», inquit, «*in parietibus res publica*». App., b. c. II 37, 147 *οὐ γὰρ τὰ χωρία καὶ τὰ οἰκήματα τὴν δύναμιν ἢ τὴν ἐλευθερίαν εἶναι τοῖς ἀνδράσιν*. Bowra, *Greek Lyric Poetry* (1936), 162 m. Anm. 2 vergleicht zu Alkaios fr. 191 L. wohl mit Recht Sophokles *O. T.* 56 f. und die Nikiasrede Thuc. VII 77, 7.

<sup>71</sup> Vgl. Gigon, *Sokrates* (1947), 197f.

<sup>72</sup> Eine Stileigenheit der frühgr. Literatur, NGG 1924, 93 Anm. 3.



durch Waffen, sondern durch ihr Wort» (Snell)<sup>73</sup>. Diogenes Laertios berichtet nämlich I 79 von Periander von Korinth: *εἰπέ τε τοὺς μέλλοντας ἀσφαλῶς τυραννῆσειν τῇ εὐνοίᾳ δορυφορεῖσθαι καὶ μὴ τοῖς ὀπλοῖς*. Mit dem historischen Periander, der, einem Zeugnis des Aristoteles zufolge, als erster sich eine Leibwache gehalten, hat das natürlich nichts zu tun, aber schon um der paradoxen Form willen wird man den Satz für alte Spruchweisheit halten dürfen<sup>74</sup>. Auch daß dieser Spruch dem Tyrannen Periander zugeschrieben worden ist, führt jedenfalls in vorplatonische, wohl auch vorherodoteische Zeit<sup>75</sup>. Soweit ich sehe, dürfte das der älteste Beleg sein für den Gedanken, den auch Caesar mit *misericordia ... nos muniamus* berührt.

Für die Entstehung der wissenschaftlichen Ethik ist dann eine solche Hinwendung von den äußeren zu den inneren Werten charakteristisch. Manche Xenophon-Stelle zeigt den im Grunde gleichen Gedanken, daß *φιλανθρωπία* besser ist als Waffengewalt: *Cyrop.* VII 4, 7<sup>76</sup>, vgl. bes. VII 5, 84 *αἰσχρὸν δὲ πῶς οὐκ ἂν εἴη, εἰ δι' ἄλλους μὲν δορυφόρους τῆς σωτηρίας οἰησόμεθα χρῆναι τυγχάνειν, αὐτοὶ δὲ ἡμῖν αὐτοῖς οὐ δορυφορήσομεν; καὶ μὴν εὖ γε δεῖ εἰδέναι, ὅτι οὐκ ἔστιν ἄλλη φυλακὴ τοιαύτη οἷα αὐτόν τινα καλὸν κἀγαθὸν ὑπάρχειν*. In der Polis-Ethik mochte dem Gedanken, der in einer Zeit existentieller Bedrohung entstanden war und in seiner Terminologie sich noch als Reaktion gegen die Tyrannis verrät, mehr dialektische Bedeutung<sup>77</sup> zufallen: Der Gedanke von dem Schutz der eigenen Person mochte von einem politischen bei zunehmender Sekurität zu einem anthropologischen werden, neben den Gesetzen als Hütern staatlicher Ordnung und der menschlichen Einsicht als stärkster Waffe im natürlichen Daseinskampf für ein *δορυφορεῖσθαι* kein Raum mehr bleiben; in den literarischen Fürstenspiegeln jedoch behauptete dieses Motiv – vielleicht seit Antisthenes<sup>78</sup> – seinen Platz. Besonders eng berührt sich der alte Spruch mit der Schilderung der Idealherrschaft des Theseus bei Isokrates 10, 37 *οὐδ' ἐπακτῶ δυνάμει τὴν ἀρχὴν διαφυλάττων, ἀλλὰ τῇ τῶν πολιτῶν εὐνοίᾳ δορυφορούμενος, τῇ μὲν ἐξουσίᾳ τυραννῶν, ταῖς δ' εὐεργεσίαις δημαγωγῶν*<sup>79</sup>. Nun spricht hier Isokrates freilich von der *εὐνοία* der Bürger, und in der Tat ist *εὐνοία*, oft genug in ambivalenter Bedeutung gebraucht, zumeist wohl eine Bürgertugend, anders als *φιλανθρωπία* (vgl. Aristoxenos fr. 35 Wehrli = fr. 18 Müller)<sup>80</sup>. Ist in dem Periander-Spruch auch das Wohlwollen der

<sup>73</sup> *Leben u. Meinungen der Sieben Weisen* 2 (1943), 26.

<sup>74</sup> Ein ander angeblich von Periander stammender Spruch (*ἤμισιν πλέον παντός*) ist durch Hes., *Erga* 40 als alte Spruchweisheit erwiesen.

<sup>75</sup> Vgl. Snell a. O. 7. 27.

<sup>76</sup> Daß *εὐεργεσίη* besser als *κακοεργίη* ist, steht schon in der Odyssee (χ 374), und das Bild des Königs ist bereits dort das eines milden Vaters.

<sup>77</sup> Daß Aristoteles in der Politik das Wort *δορυφόρος*, -έω nicht braucht, sondern statt dessen *φυλάττειν*, *σφάζειν*, ist nur folgerichtig. Schon Heraklit B 114 hatte von *ισχυρίζεσθαι* (*πόλις νόμῳ*) gesprochen.

<sup>78</sup> Der bei Jäger, *Paideia* III (1947) im Kapitel über die Erziehung der Fürsten beiläufig S. 406 Anm. 41 erwähnt wird.

<sup>79</sup> Über das Herrscherideal des Isokrates vgl. Jäger a. O. 145ff. Wichtig ist in unsrem Zusammenhang die Feststellung, daß Isokrates auf alte *ὑποθήκαι* zurückgreift.

<sup>80</sup> Lit. bei Jäger a. O. S. 407 Anm. 67.

Bürger gemeint? Der Artikel in dem medialen Satz *τῇ εὐνοίᾳ δορυφορεῖσθαι καὶ μὴ τοῖς ὅπλοις* erlaubt m. E., diese Frage zu verneinen. Damit würde sich dieser Satz zu dem xenophontischen *ἡμῖν αὐτοῖς* und einer andren Isokrates-Stelle (2, 21) stellen, wo die eigene *φρόνησις* – neben der *ἀρετή* der Freunde – als bester Schutz genannt ist<sup>81</sup>. Von der *εὐνοία* als einer Herrschertugend ist z. B. [Demokr.] B 302 die Rede, und in der ältesten Belegstelle, die wir für *εὐνοῖας* haben, Alkaios fr. 27, 9 A Diehl (*Lyr. Gr. redivivi*, Rh. M. 92 [1943] 10) ist das Wort von den Göttern gebraucht<sup>82</sup>. Daß das Ethos eines jeden Menschen sein Geschick bestimmt, daß der *λόγος* eine Waffe ist, schärfer als Eisen<sup>83</sup>, diese Gedanken bilden für das hier zu erörternde Bild die allgemeinere geistesgeschichtliche Grundlage. Aber selbst wenn man den Periander-Spruch anders interpretieren wollte und *τῇ εὐνοίᾳ* mit dem Gen. subiect. *τῇ τῶν πολιτῶν εὐνοίᾳ* (Isokr.) gleichsetzte, bleibt ein unbestreitbarer Zusammenhang zwischen diesem Motiv und dem Caesar-Brief: in *δορυφορεῖσθαι* ~ *se munire* zunächst; *εὐνοία* mit *misericordia* gleichzusetzen, ist natürlich nicht angängig. Um Gleichungen geht es ja auch gar nicht, sondern um Zusammenhänge und Unterschiede. Aber wenn Cicero von *multorum benevolentia* sprach und Caesar versuchen will, *omnium voluntates recuperare*, so besteht auch hierin ein Zusammenhang mit dem griechischen Topos.

Der Gedanke, der älter als die Polis-Ethik war und zu der *βασιλικὴ τέχνη* gehört, mußte seit der makedonischen Königsherrschaft und den hellenistischen Monarchien besondere Aktualität gewinnen: einerseits in der Auseinandersetzung der hellenistischen Reiche mit den ethischen Postulaten der Philosophie, andererseits in der Auseinandersetzung der Philosophie mit der Frage des besten Herrschers. Oft genug haben ja gerade die hellenistischen Herrscher sich «Wohltäter» genannt und es für zweckdienlich befunden, sich auf ihre *εὐνοία* und *φιλανθρωπία* und anderes mehr zu berufen<sup>84</sup>.

Das Bild, das sich hier als ein Topos erwies, verwendet auch Plutarch in seiner Caesar-Biographie c. 57. Die Stelle zeigt zugleich – mit mehreren andern<sup>85</sup> – daß die Frage einer Leibwache Caesars tatsächlich diskutiert worden ist. Hirtius und Pansa sollen ja von jeher Caesar geraten haben, den durch Waffengewalt erstrebten Prinzipat durch Waffengewalt zu behaupten (Vell. Pat. II 57). Cassius Dio (44, 6, 1) berichtet, daß im Jahre 44 der Senat Caesar eine Leibwache von Sena-

<sup>81</sup> a. O. *φυλακὴν ἀσφαλεστάτην ἡγοῦ τοῦ σώματος τὴν τε τῶν φίλων ἀρετὴν καὶ τὴν παντοῦ φρόνησιν. διὰ γὰρ τοῦτο καὶ κτᾶσθαι καὶ σφῆναι τὴν τυραννίδα μάλιστα' ἂν τις δύναιτο*. Vgl. dagegen den unten, S. 215 erwähnten Caesar-Ausspruch b. Cass. Dio 42, 49, 4.

<sup>82</sup> Die Stelle ist jetzt bei Skard, *Euergetes-Concordia*, 30 nachzutragen. [Hipponax] fr. 81, 6 D. ist zumindest unsicher. Immerhin läßt sich feststellen, daß das Wort nicht erst seit der Tragödie gebraucht ist. Inschriftliche Belege (seit d. J. 410) bei Skard a. O.

<sup>83</sup> *ὅπλον τοι λόγος ἀνδρὶ τομώτερον ἐστὶ σιδήρου* steht in den späten, Ps.-Phokylideischen Gnomon (v. 124 D), doch ist der Gedanke ein fraglos viel älterer. Man könnte etwa die Aesop-Fabel I 57 Chambray vergleichen.

<sup>84</sup> Vgl. Heuß a. O.; Skard a. O. 48. Zur *φιλανθρωπία* vgl. auch Tromp de Ruiter, *Mnemos.* 59 (1932), 271ff., Snell, *Entdeckung des Geistes*<sup>2</sup> (1948), 240ff.

<sup>85</sup> Plut. a. O. 57, 7; Cass. Dio 44, 6, 1. 7, 4. 15, 2; 46, 17, 8; Suet., *div. Iul.* 8, 6; App., b. c. II 107, 444. 109, 455. 118, 498; Nic. Dam. F 130, 22; Vell. II 57, 1. Vgl. Ed. Meyer a. O. 470f.



toren und *ἱππεῖς* angeboten hat – vielleicht ein Anknüpfen an die 300 *celeres* der römischen Könige. Diese sind ja auch in dem von Pohlenz erschlossenen politischen Traktat genannt, freilich in der harmlosen Rolle von Kundschaftern und Boten, um im Leser nicht unliebsame Empfindungen wachzurufen<sup>86</sup>. Plutarch aber sagt a. O., die Freunde hätten sich erboten, Caesar zu schützen (*δορυφορεῖσθαι αὐτόν*), er aber habe abgelehnt mit der Begründung, es sei besser einmal zu sterben als dauernd des Todes gewärtig zu sein. Nach diesem Apophthegma Caesars fährt Plutarch (§ 8) fort: *τὴν δ' εὐνοίαν ὡς κάλλιστον ἅμα καὶ βεβαιότατον ἐναντῷ περιβαλλόμενος φυλακτήριον αὐδὲς ἀνελάμβανε τὸν δῆμον ἐστιάσει καὶ σιτηρεσίαις, τὸ δὲ στρατιωτικὸν ἀποικίας κτλ.* Das hat mit dem Ausspruch Caesars nichts zu tun: Nicht nur auf eine Leibwache, auf jeglichen Schutz, auch auf den durch die *clementia*, hatte er ja – den Worten nach zu schließen – verzichtet. Dagegen ist der Gedanke, daß die *εὐνοία* der beste Schutz ist, ein in sich geschlossener und knüpft an das Stichwort *δορυφορεῖσθαι* an. – Wieder anders berichtet es Appian, b. c. II 109, 455f.: *λέγεται τοῖς φίλοις αὐτὸν ἐντεῖλσθαι φυλάσσειν.* Die Freunde sollen gefragt haben, ob er sich nicht wieder von den iberischen *cohortes praetoriae* beschützen lassen wolle, die er *ἐκ τῶν πολέμων* bei sich gehabt, aber entlassen hatte (App. II 107, 444; Suet. 86; Cass. Dio 44, 7, 4). Caesar hat alle diese Vorschläge im Jahr 44 und ähnliche auch schon 46 (Cic., *pro Marc.* 22) bekanntlich abgelehnt: *οὐ γὰρ δορυφόροις ἠρέσκετο*, sagt Appian II 118, 498 mit Recht. Manche Selbstäußerungen Caesars lassen auch die tieferen Gründe seiner ablehnenden Haltung durchblicken: Die Überlegenheit dessen, dem der Tod oft begegnet ist, das Bewußtsein, daß die römische Volkskraft – auch wenn er fallen sollte – unüberwindlich bliebe<sup>87</sup>, nicht zuletzt wohl auch die Überlegung, alle Einsichtigen müßten begreifen, daß sein Tod nur neue Wirren heraufführen würde<sup>88</sup>. Auch von seiner *clementia* mochte Caesar tatsächlich zunächst einen Ausgleich der Gegensätze erwarten<sup>89</sup> und damit zugleich den besten Schutz für seine Person und Dauer für seine Herrschaft.

Jedoch nicht erst 46 und 44 mag die Frage des Schutzes der Person Caesars erörtert worden sein. Cicero spricht im März 49 von seiner Hoffnung, Caesar könne beseitigt werden (*ad Att.* IX 10, 3): (*Caesarem*) *multis modis posse exstingui*. Dieses vereinzelte Beispiel spricht für viele<sup>90</sup>. Ohne Kenntnis der «Ideologie des Widerstandes» ist Caesar nicht gewesen<sup>91</sup>; nur zu gut wußte er, welchen Haß er sich zugezogen hatte.

<sup>86</sup> Pohlenz a. O. 177 f.

<sup>87</sup> Vgl. Caesars Rede nach der Schlacht bei Munda, *bell. Hisp.* 42, 1: *in quo vos victores existimabatis? an me deleto non animadvertetis habere legiones populum Romanum, quae non solum vobis obsistere sed etiam caelum diruere possent?* Für die Authentizität dieser Worte Syme, *The Roman Revolution*, 70 m. Anm. 4. Seel, *Hirtius*, *Klio-Beih.* 35 (1935), 63f. hatte sie bezweifelt, Vogt, *NJhb.* 1940, 121 m. Anm. 7 ihm beigestimmt.

<sup>88</sup> Vgl. Suet., *div. Iul.* 82, 2 *non tam sua quam rei publicae interesse, uti salvus esset.* Dazu Instinsky a. O. 319 Anm. 1.

<sup>89</sup> Vgl. Vell. a. O. *dum suam clementiam exspectat.*

<sup>90</sup> Vgl. Sall., *Ep.* II 6, 6, oben S. 208 Anm. 64.

<sup>91</sup> Anders Wickert, *NJhb.* 1941, 19f.

Topoi und politisch aktuelle Fragen pflegen eine eigenartige, nicht immer nur tatsachenbedingte Verbindung zu finden in der Topologie politischer Parteikämpfe. Man darf wohl annehmen, daß diese für Caesars Formulierung nicht nur nicht gleichgültig gewesen ist, sondern sie erst ihr die volle Aktualität verliehen hat. Gleichermäßen sind jedenfalls *regnum* und *tyrannis* in Rom populäre Schlagworte, und die Leibwache ist ein Kennzeichen der letzteren; auch dies für römische Verhältnisse ein Schlagwort, aber man hat es gebraucht: Perpenna hat es den Anhängern des Sertorius gegenüber angewandt (Plut., *Sert.* 25, 3), und auch dem Pompeius hat man vorgeworfen, er suche das Vaterland und den Senat zu unterdrücken, ὅπως ... μηδέποτε πάσῃται τοῖς ἀξιούσι τῆς οἰκουμένης ἀρχεῖν χρώμενος ὑπηρέταις καὶ δορυφόροις (Plut., *Pomp.* 67, 4). Caesars Worte *miseri-cordia nos muniamus* sind, auch angesichts solcher politischer Topologie, klug gewählt.

Denn ganz bestimmte Gedankenverbindungen sollen die Worte unseres «Propagandabriefes» in dem Leser wecken, über das hinaus, was sie an sich besagen. Bei der *miseri-cordia* soll an die *crudelitas* der Übrigen gedacht werden und daran, daß Caesar keine Proskriptionen vornehmen würde, und bei *liberalitas* daran, daß Caesar niemandes Hab und Gut antasten oder sich bereichern will, im Gegenteil, daß man nur gewinnen kann. Bei *se munire* soll das Bild eines Tyrannen als Gegenstück zu Caesar assoziiert werden – das Bild eines Gewaltherrschers, der sich mit einer Leibwache umgibt. Und wenn man dann hörte, auf welche Weise Caesar sich zu schützen gedachte, so sollte das, was ihm als dem rechten Herrscher drohte, als hinterhältige Mordanschläge gekennzeichnet sein.

Caesars eigene Gedanken, – wer wollte die in allem ergründen? Gewiß aber sind sie verborgener und liegen tiefer. Mitunter nur verraten sie sich offen. Für Caesar selbst mag die Möglichkeit eines Mordanschlages 49 kaum ernstlich in Frage gekommen sein, wogegen die Besorgnis, man möchte ihm den Prozeß machen, vorherrschte. Schließlich sind aber Strafverfolgungen und Attentate, wie schon Plato (*Rep.* 667) gesagt hat, nur graduell verschiedene Auswirkungen des Hasses. Der Leser aber sollte gewiß nicht an die *lex Cornelia de maiestate*<sup>92</sup> oder sonstige rechtliche Grundlagen denken, gegen die Caesar durch das Verlassen seiner Provinz und die Entfachung des Bürgerkrieges verstoßen hatte, sondern an hinterhältige Anschläge. Daß das Wiedergewinnen des Vertrauens aller, das Caesar sich zum Ziel gesteckt hat, eine schwere Aufgabe ist, dessen ist er sich wohl bewußt gewesen: *temptemus ... hoc modo si possumus omnium voluntates recuperare*. Das ist eine ganz persönliche Äußerung. Der Theorie ging es nicht um das *recuperare*, sondern um das *retinere*<sup>93</sup>.

Die schönen Worte aber – *miseri-cordia et liberalitate nos muniamus* – sind zweifellos ein Topos. Ihn auf einen bestimmten Gewährsmann oder eine bestimmte

<sup>92</sup> Cic., in *Pis.* 50. Freundlicher Hinweis Strasburgers.

<sup>93</sup> Vgl. Cic., *de inv.* 2, 164 (oben S. 200), auch Sall., *Ep.* II 2, 3. 4, 1 *beneficia* (-io *ceteros*) *retinere*.



Schule zurückzuführen liegt mir fern. Ein solcher Versuch würde die allgemeine Verbreitung und zeitgeschichtliche Nähe derartigen Bildungsgutes verkennen. Als stoisch mag man das Paradoxon, das so nachdrücklich die Bedeutung innerer Stärke gegenüber äußeren Gewalten vor Augen führt, immerhin bezeichnen. An die rhodische Rednerschule und an Apollonios Molon zu denken erübrigt sich: In einen λόγος πολιτικός gehört, streng genommen, das Motiv des δορυφορεῖσθαι nicht. Vielleicht aber darf die Tatsache, daß Caesar niemals selbst von seiner clementia spricht, anders erklärt werden, als es Wickert<sup>94</sup> getan hat, scheinen doch die Ausdrücke misericordia, lenitas, liberalitas der Vielfalt der griechischen Begriffe wie πραότης, φιλανθρωπία, ἐπιείκεια, εὐνοία mehr zu entsprechen als der römische Begriff der clementia. Doch soll auf diese Vermutung kein Nachdruck gelegt werden. Genug, wenn der Ausdruck, den Caesar braucht, als topisch erkannt ist. Schon das gibt zu denken.

## V.

Die Schlußfolgerung liegt nahe, näher zumindest als bisher, daß die nova ratio vincendi Caesars gerade das ist, was Dahlmann (a. O. 24) nicht wahrhaben will, nämlich ein «von außen herangeholtes Mittel, dessen Nützlichkeit man eingesehen hat», und nicht etwas, was «auf einer inneren Eigenart beruht, die man, ohne sich der äußeren Vorteilhaftigkeit in jedem Fall bewußt zu werden, in die Tat umsetzt». Man braucht deshalb nicht Ciceros Urteil beizustimmen, der ad Att. VIII 16, 2 von der insidiosa clementia Caesars spricht<sup>95</sup>. Ein Topos in einem Privatbrief bleibt – im Gegensatz zu dem Gebrauch der Dichtersprache – ein «von außen herangeholtes Mittel». Caesars Dignitätsanspruch gründet sich auch gar nicht auf seine clementia: Wenn er sich wiederholt auf seine natura beruft, so hat das Wort für ihn eine weit umfassendere Bedeutung<sup>96</sup>. Wenn aber die hier aufgezeigte Topik der Caesar-Worte noch keinen bündigen Schluß über die wahre Meinung Caesars ergibt, so ergibt sich ein solcher aus der Tatsache, daß Caesar Geld und Soldaten – nicht misericordia und liberalitas – die Grundlagen der Herrschaft genannt hat: Cass. Dio 42, 49, 4 (z. J. 47) τό τε σύμπαν χρηματοποιῶς ἀνὴρ ἐγένετο, δύο τε λέγων τὰ τὰς δυναστείας παρασκευάζοντα καὶ φυλάσσοντα καὶ ἐπαύξοντα · στρατιώτας καὶ χρήματα, καὶ ταῦτα δι' ἀλλήλων συνεστηκέναι.

<sup>94</sup> Klio 30 (1937), 243.

<sup>95</sup> Syme, *Caesar, the Senate, and Italy* a. O. 20 urteilt über dieselbe: «Caesar's clemency by contrast was insidious and effective». Einen vermittelnden Standpunkt nimmt Perrotta ein, der (Maia I [1948], 13) schreibt: «La clemenza di Cesare, l'insidiosa clemenza di Cesare, come la chiamava Cicerone, se trovava la sua origine più profonda nell' indole stessa dell' uomo, fu, com'è noto, un'arma politica abilissimamente impiegata, durante tutta la guerra civile.»

<sup>96</sup> Sallust bewundert Caesar wegen seiner ars egregie mirabilis, semper tibi maiorem in adversis quam in secundis rebus animum esse (Ep. II 1, 5). An der vielberufenen clementia Caesars übt Sallust «kaum verhüllte Kritik» (Steidle, Hermes 78 [1943], 83 zu Ep. I 6, 5) und stellt dieser die vera clementia entgegen.

τῇ τε γὰρ τροφῇ τὰ στρατεύματα συνέχεσθαι, καὶ ἐκείνην ἐκ τῶν ὀπλων συλλέγεσθαι κτλ<sup>97</sup>.

Man hat gemeint, die alte Streitfrage, von der wir hier ausgingen, sei letztlich irrelevant<sup>98</sup>. Für die Beurteilung Caesars doch wohl kaum. Zwar wird eine realistische Betrachtungsweise es sich an der Tatsache genügen lassen, daß Caesar zu wiederholten Malen – von Corfinium bis zu der allgemeinen Amnestie in der letzten Zeit<sup>99</sup> – Milde und Nachsicht hat walten lassen, und wer ihm sein Leben verdankte, der hat gewiß nicht weiter nach den Gründen gefragt. Allein, die *consilia* nur *ex eventu* beurteilen hieße den vielen Menschen es gleichtun, deren Art Oppius und Balbus bemängeln, wenn sie *ad Att.* IX 7 A 1 schreiben: *hominum nedum humiliorum ... sed etiam amplissimorum virorum consilia ex eventu, non ex voluntate a plerisque probari solent*. Die Geschichtsforschung hingegen wird doch nicht davon absehen können, die Frage nach den *causae* zu stellen: Sie wird es hierin mit Cicero halten, der *ad Att.* IX 5, 2 bekennt: *semper ... causae eventorum magis me movent quam ipsa eventa*. Man wird bezweifeln dürfen, ob Caesar der »Erfinder« der *clementia* im Bürgerkrieg genannt werden darf. Der Brief des caesartreuen Matius (*ad fam.* IX 28, August 44) verdient dabei besondere Beachtung, schon um seiner herzerfrischenden Aufrichtigkeit willen, die sich durch niemand in der Treue zu dem gefallenen Großen beirren läßt<sup>100</sup>. In diesem Brief an Cicero bekennt Matius (§ 2f.): *civibus victis ut parceretur, aequae ac pro mea salute laboravi. possum igitur, qui omnes voluerim incolumes, eum, a quo id impetratum est, perisse non indignari?* Man wird sich ferner erinnern müssen, daß Caesar selbst von einem diesbezüglichen Rat des Oppius und Balbus sprach: *consilio vestro utar libenter*, und weiter noch, wie auch auf der gegnerischen Seite der rigorose Cato wiederholt Bürgern wie Untergebenen gegenüber *lenitas* gefordert und bewiesen hat<sup>101</sup>, daß schon Cinna und Marius vom Senat die Bitte vorgetragen worden war, die Bürger zu schonen<sup>102</sup>, und daß bereits Scipio Aemilianus dies als Grundsatz römischer Reichspolitik empfohlen hatte<sup>103</sup>; und man wird zu dem Schluß kommen, daß

<sup>97</sup> Vgl. Vogt. a. O. 135.

<sup>98</sup> Wickert, *Klio* 30 (1937), 243.

<sup>99</sup> Suet., *div. Iul.* 75 *denique tempore extremo etiam quibus nondum ignoverat cunctis in Italiam redire permisit magistratusque et imperia capere, sed et statuas L. Sullae atque Pompei a plebe disiectas reparavit, ac si qua posthac aut cogitarentur gravius adversus se aut dicerentur, inhibere maluit quam vindicare*. Vgl. Dio 43, 49, 1. 50; App. II 107, 448; Plut., *Caes.* 57, 5. Cic. 40, 4.

<sup>100</sup> Dahlmann, *Cicero und Matius*, NJhb. 1938, 225 ff. meint, bei historischer Betrachtung trete uns bei Matius der Verfall »des römischen Staatsdenkens« vor Augen (S. 239). Jedoch rechnet er mit mehreren unbekannten Größen, um zu erweisen, daß Matius ein Anhänger griechischer Philosophie in solchem Grade gewesen sei, daß seine Wertgedanken keine Verknüpfung von Mensch und Staat zeigten. So bekannte Größen, wie das römische Treueverhältnis, bleiben dabei unbeachtet.

<sup>101</sup> Vgl. den Brief Catos an Cicero, *ad fam.* XV 5, seinen Antrag im Lager des Pompeius vor der Schlacht von Pharsalos (Plut. *Caes.* 41), sein Verhalten bei der Räumung Siziliens (Plut., *Cato* 53; App. II 40, 162; Dio 41, 41, 6).

<sup>102</sup> Plut., *Marius* 43.

<sup>103</sup> Diod. 35, 25, 1. 33, 5. Vgl. Kaerst, NJhb. 1929, 664 m. Anm. 2. Zu dem Nachwirken der Losung »*parce civibus*« seit Pharsalos, bes. zum Brief des Lepidus (Cic., *ad fam.* X 35), vgl. Syme, *The Roman Revolution*, 159 m. Anm. 4–5 und 299.



Caesar hierin die Zeichen der Zeit und den Wunsch vieler Ungenannter erkannt hat und ihnen entgegengekommen ist, nicht aber die *clementia* «erfunden» hat, daß wir es jedenfalls mit einer politischen Frage, nicht mit einer anthropologischen Eigenart zu tun haben.

Daß freilich auch der Herrschaft Caesars die Dauer versagt blieb, wie er sie wünschte, lag nicht an der *clementia*, wie manche seiner Anhänger gemeint haben<sup>104</sup>. Auch eine im Ethos des Alleinherrschers begründete *clementia*, eine *vera clementia*, hätte an dem Lauf der Geschichte nichts geändert. Geschichtlich scheint das Bedeutsame an diesem Caesar-Brief des Jahres 49 sein Anspruch *diutius victoriam tenere*. Mit der jahrhundertealten *res publica* war er unvereinbar. Gewiß war sie überlebt und mußte sich zu einer neuen Gestalt hinfinden oder hingeführt werden: Ein bloßer Name aber war die *res publica* nicht. Die Iden des März 44 sollten das zeigen.

---

<sup>104</sup> Vgl. *ad Att.* XIV 22, 1; Vell. a. O.

## Ein Edikt Antiochos' III.

Von *Christoph Clairmont*

Während eines Aufenthaltes in Teheran, vor dem Beginn unserer Ausgrabungen in Susa im Winter 1946/47, machte mich Herr Dr. R. Ghirshman auf eine Stele mit griechischer Inschrift im Keller des Nationalmuseums aufmerksam, die ich mit freundlicher Erlaubnis des Direktors des Service des Antiquités, M. P. Goddard, kopieren und studieren durfte<sup>1</sup>. Die Stele wurde von einem Bauern nach Teheran gebracht, welcher sagte, sie stamme aus Nehavend<sup>2</sup>. Dies ist nicht die erste griechische Inschrift, die man in Iran gefunden hat, wohl aber handelt es sich um den einzigen griechischen Text, der nördlich vom Zagrosgebirge zutage gefördert worden ist. Die Inschriften von Susa, vom Süden Persiens, sind längere Zeit schon bekannt und zum größten Teil von F. Cumont veröffentlicht. Sie stammen fast alle aus hellenistischer Zeit und sind besonders für die Erkenntnis der politischen und religiösen Institutionen im Seleukidenreich von Wichtigkeit<sup>3</sup>.

Die französischen Archäologen Paris und Holleaux veröffentlichten vor 64 Jahren ein Edikt, welches in Karien, in Durdurkar, gefunden wurde und dessen Text mit dem Wortlaut unserer Inschrift merkwürdigerweise übereinstimmt<sup>4</sup>. Diese Gelehrten schrieben das karische Edikt Antiochos II. zu. Darin wird nämlich die «Königliche Schwester Laodike» genannt, zu deren Ehren ein neuer Kult eingerichtet wurde, und diese Laodike war gerade Halbschwester und zugleich Gattin Antiochos' II. Holleaux hat dann im Jahre 1930 dasselbe Edikt mit wesent-

---

<sup>1</sup> Der englische Epigraphiker M. N. Tod (Oxford) war so freundlich, die Inschrift mit mir noch einmal durchzusehen, mich auf verschiedene Ungenauigkeiten meiner Textkopie und meines Manuskriptes sowie auf die in den letzten Jahren erschienene Literatur zum karischen Edikt aufmerksam zu machen. Ihm sei dafür mein herzlichster Dank ausgesprochen.

<sup>2</sup> Im vergangenen Winter hat mir Herr Dr. Ghirshman nähere Auskunft über den Fundort der Stelle gegeben: «En descendant à Suse, j'ai fait un crochet pour visiter une fois de plus Nehavend. Là, j'ai eu la chance de trouver la personne qui a rapporté la stèle à Téhéran. Accompagné par cet homme, nous avons visité avec Lacam l'endroit même où elle avait été découverte. A côté se trouvait le fragment de colonne avec inscription dont une partie, cassée, est aussi au musée. Enfin, huit jours avant notre passage, à 100 mètres de là, fut découvert un autel de 1 mètre de diamètre, en marbre, décoré autour de guirlandes en relief. Vous savez donc maintenant le lieu exact de la provenance: c'est l'acropole dans la ville même de Nehavend, une butte rocheuse couverte de débris et où fouille toute la population pour prendre de la terre, du gravier, etc.» (Brief vom 21. Febr. 1948).

<sup>3</sup> F. Cumont, *Mémoires de la mission archéologique de Perse*, T. XX (1928), 78ff., ders., C. r. Acad. Inscr. 1930, 208ff.; 1931, 233ff.; 1932, 230ff. 271ff.; 1937, 315ff.; 1938, 306f.

<sup>4</sup> Paris und Holleaux, *Inscriptions de Carie*, Bull. Corr. Hell. 9 (1885), 68ff. 324ff. «Texte repris» von Holleaux in Bull. Corr. Hell. 13 (1889), 523ff. Vgl. außerdem Dittenberger, *O. G. I. I* p. 377–404.



lichen Verbesserungen des Textes herausgegeben und kürzlich (1942) auf verschiedene unklare Stellen der Inschrift noch einmal hingewiesen. Welles hat bei der Herausgabe dieser selben Inschrift den Wortlaut des Ediktes nur in einem wesentlichen Punkt (Z. 20) geändert, doch darauf wird später zurückzukommen sein<sup>5</sup>. Erst mit Hilfe unserer Inschrift aber läßt sich das karische Edikt endgültig entziffern, und wir hoffen, daß dieser und jener noch strittige Punkt jetzt klar gemacht werden kann.

Holleaux hat schon im Jahre 1930 die karische Inschrift nicht mehr Antiochos II. zugeschrieben, vielmehr erlaubte ihm das nochmalige Überprüfen des Textes die Jahreszahl, wie er meinte, deutlich zu entziffern und das Edikt in das Jahr 204 v. Chr. zu datieren. Ob diese Lesung richtig ist, werden wir weiter unten besprechen. Sicher ist heute soviel: Die Zuschreibung des karischen Ediktes an Antiochos III. wird durch die iranische Inschrift bestätigt, welche aus dem Jahre 193 v. Chr. stammt. Auch Antiochos III. war mit einer Laodike verheiratet, der Tochter Mithridates' II. von Pontus, und der neue Kult zu ihren Ehren war im ganzen Königreich verbreitet, wie uns die beiden Inschriften beweisen, die an so verschiedenen Orten des Seleukidenreiches gefunden worden sind. Unsere Inschrift bestätigt uns denn auch endgültig, daß, wie Droysen schon lange vermutete<sup>6</sup>, die Gattin des Königs «Königliche Schwester» genannt wird, ohne die eigentliche Schwester zu sein. Wir kennen diesen «Titel» am besten von der Geschichte des ptolemäischen Königsreiches.

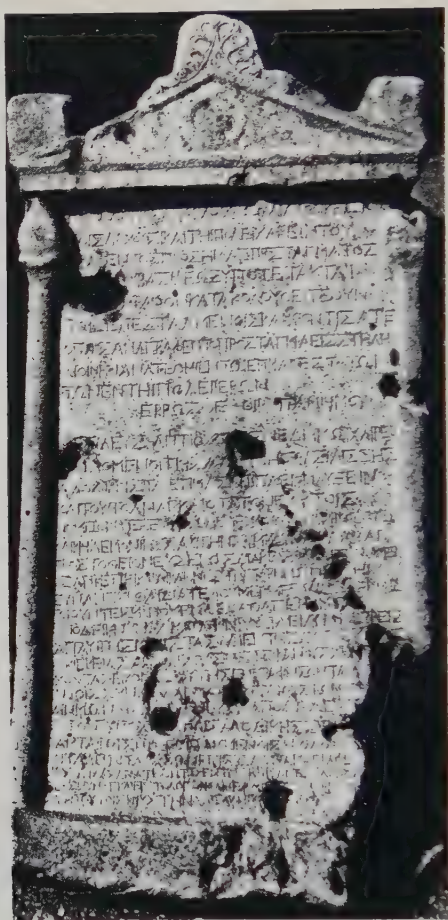
Gehen wir nun zur Beschreibung der Stele über. Die Höhe unserer Inschrift beträgt 84 cm, ihre Breite 44 cm oben, 47 cm in der Mitte und 48 cm im unteren Teil. Der Text wird von zwei aufrecht stehenden Fackeln eingerahmt. Die Buchstaben sind mit äußerster Klarheit in den Stein eingeritzt. Die Zeilenabstände sind im oberen Teil der Inschrift breiter als im unteren Teil derselben, wo der Text sehr eng und weniger deutlich als oben geschrieben ist. Kein Wort ist getrennt, so daß jede Zeile mit einem neuen Wort beginnt. Das führt auch dazu, daß nicht alle Zeilen gleichmäßig, bis zum rechten Rand der Inschrift, ausgefüllt sind. Die Inschrift wird von einem Giebel bekrönt, dessen Höhe 12 cm beträgt und in dem ein Kreis eingeschrieben ist. Handelt es sich dabei um ein astrales Symbol<sup>7</sup>? Über dem Giebel ist ein Palmetten-Akroterion angebracht. Der Rücken der Stele ist nicht bearbeitet und der rechte untere Teil derselben leider stark beschädigt.

<sup>5</sup> Holleaux, *Nouvelles remarques sur l'édit d'Eriza*, Bull. Corr. Hell. 54 (1930), 245ff.; ders., *Nouvelles remarques sur l'édit d'Eriza*, in *Etudes d'Epigraphie et d'Histoire grecques* (1942), 165ff. – Welles, *Royal correspondence in the hellenistic period* (1934), Nr. 36, mit großer Bibliographie. Dazu kämen jetzt noch Segre, *Atti del IV. Congresso Intern. di Papirologia* (1936), 359ff.; E. Cavaignac, *Εἰς μνήμην Σ. Λάμπρου*, und U. Wilcken, *Sitzb. Ak. Berlin* 1938.

<sup>6</sup> Droysen, *Gesch. d. Hell. III*, p. 266, Anm. 1 ad fin., vgl. auch Holleaux, Bull. Corr. Hell. 54 (1930), 245ff.

<sup>7</sup> «Could the symbol possibly be a crown or tiara?» (Tod). Ich bin geneigt, diesem Vorschlag beizustimmen. Man vergleiche die Stele Seleukos' IV., Seyrig, *Syria* 13 (1932), 255ff.

Betrachten wir jetzt den Text unserer Inschrift, wobei wir das iranische Edikt dem karischen, so wie es Welles publiziert hat<sup>8</sup>, gegenüberstellen. Dem iranischen Edikt fügen wir eine Übersetzung bei.



Griechische Inschrift aus Iran

Μενέδημος Ἀπολλοδότῳ καὶ Λαοδικέων  
 [τ]οῖς ἄρχουσι καὶ τῇ πόλει χαίρειν. τοῦ  
 [γ]ραφέντος πρὸς ἡμᾶς προστάγματος  
 Ἀντιόχου βασιλέως ἐποτέτακται  
 5 [τὸ ἀντί]γραφον. Κατακολουθεῖτε οὖν  
 τοῖς ἐπεσταλμένοις καὶ φροντίσατε  
 ὅπως ἀναγραφὴν τὸ πρόσταγμα εἰς στήλην  
 λιθίνην ἀνατεθῇ ἐν τῷ ἐπιφανεστάτῳ

<sup>8</sup> Vgl. Anm. 5, S. 219.



- τῶν ἐν τῇ πόλει ἱερῶν.
- 10 Ἦρρωσθε Θιῷ Πανήμου  
*B[α]σιλεὺς Ἀντίοχο[ς] Μενεδήμωι χαίρειν.*  
*[Βου]λόμενοι τῆς ἀδελφῆς βασιλίσσης*  
*Λαοδίκης τὰς τιμὰς ἐπὶ πλεῖον αὖξιν*  
*καὶ τοῦτο ἀναγκαιότατον ἑαυτοῖς*
- 15 *νομίζοντες εἶν[αι] διὰ τὸ μὴ μόνον ἡμῖν φιλοστόργως*  
*καὶ κηδεμονικῶς συμβιοῦν, [ἀλ]λὰ καὶ*  
*πρὸς τὸ θεῖον εὐσεβῶς διακεῖσθαι, καὶ τὰλλα μὲν*  
*ὅσα πρέπει καὶ δίκαιόν ἐστιν παρ' ἡμῶν [αὐτ]ῇ*  
*συναντᾶσθαι διατελοῦμεν μετὰ φιλοστοργίας*
- 20 *ποιοῦντες, κρίνομεν δὲ καθάπερ ἡμῶν*  
*ἀποδείκνυνται κατὰ τὴν βασιλείαν ἀρχιερεῖς;*  
*καὶ ταύτης κ[αθ]ίστασθαι ἐν τοῖς αὐτοῖς τό[ποι]ς*  
*ἀρχιερείας, αἱ φ[ορ]ήσουσιν στεφάνους χρυ[σοῦς]*  
*ἔχοντας εἰκόν[α]ς αὐτῆς, ἐνγραφῇσονται δὲ [καὶ]*
- 25 *ἐν τοῖς συν[αλ]λάγμασ[ι], μετὰ τοὺς τῶν προ[γόνων]*  
*καὶ ἡμῶν ἀρχι[ερε]ῖς. ἐπεὶ οὖν ἀποδεδει[κται]*  
*ἐν τοῖς ὑπὸ σ[ε] τό[ποι]ς Λαοδίκης, συντελείσθω]*  
*πάντα τοῖς προγεγραμμένοις ἀκολο[ύθως],*  
*καὶ τὰ ἀντίγραφα τῶν ἐπιστολῶν ἀναγραφέν[τα]*
- 30 *εἰς στήλας ἀνατεθῇτω ἐν τοῖς ἐπιφανεστάτοις τό[ποι]ς,*  
*ὅπως νῦν τε καὶ εἰς τὸ λοιπὸν φανερὰ γ[ί]ν[η]ται ἡ ἡμε[τέρα]*  
*καὶ ἐν τούτοις πρὸς τὴν ἀδελφὴν [προ]αίρεσις.*  
*Θιῷ Ξαν[δικοῦ]*

## Griechische Inschrift aus Karien

- ῬΑναξίμ]βοτος Διονυταῖ χαίρειν. τοῦ γρα-*  
*[φέν]τος παρὰ τοῦ βασιλέως προστάγματος*  
*[περ]ὶ τοῦ ἀποδεδείχθαι τῆς βασιλίσσης*  
*[ἀ]ρχιέρεϊαν τῶν ἐν τῇ σατραπείᾳ Βερενίκην*
- 5 *τὴν Πτολεμαίου τοῦ Λυσιμάχου θυγατέρα*  
*κατακεχώρισται τὸ ἀντίγραφον. ἐπακολουθῶν*  
*οὖν τοῖς ἐπεσταλμέν[ο]ις συντέλει καθ' ἃ*  
*[ο]ῖται δεῖν, ἵνα δὲ καὶ τὰ ἀντίγραφα ἀναγρα-*  
*φέντα εἰς στήλην λιθίνην ἀνατεθῇ ἐν τῷ*
- 10 *ἐπιφανεστάτῳ τόπῳ π[ρο]νόηθητι*  
*ἔ[ρρωσο ἡ]ρ' Ἀρτεμισίου υἱ'.*  
*[Βασιλε]ὺς Ἀντίοχος Ἀναξ[ι]μβρότῳι χαίρειν*  
*[Βουλόμεν]οι τῆς ἀδελφῆς βασιλίσσης Λαοδίκη[ς]*  
*[τ]ὰς τιμὰς ἐπὶ πλεῖον αὖξιν καὶ τοῦτο ἀναγ-*

- 15    [καιό]τατον ἑαυτοῖς νομίζοντες εἶναι διὰ τὸ  
       [οὐ μ]όνον ἡμῖν φιλοστόργως καὶ κηδεμονι-  
       [κῶς] αὐτὴν συμβιοῦν ἀλλὰ καὶ πρὸς τὸ θε[ῖ]-  
       [ον εὐ]σεβῶς δια[κ]εῖσθαι, καὶ τὰ ἄλλα μὲν  
       [δσα πρ]έπει καὶ δίκαιόν ἐστι παρ' ἡμῶν αὐτῇ  
 20    [ἅπα]ντᾶσθαι διατελοῦμεν μετὰ φιλο-  
       [στοργί]ας ποιῶντε[ς κρ]ίνομεν δὲ καθάπερ  
       [ἡμ]ῶν [ἀπο]δείκ[ν]υν[ται κ]ατὰ τὴν βασιλεί-  
       [αν ἀ]ρ[χ]ιερεῖς, καὶ ταύτης καθίστασθαι  
       [ἐν] τοῖς αὐτοῖς τόποις ἀρχιερείας αἱ φο-  
 25    [ρῆ]σουσιν στεφάνους χρυσοῦς ἔχοντας  
       [εἰκόνας αὐ]τῆς, ἐπιγραφῇσονται δὲ καὶ ἐν  
       [τοῖς] συναλλάγμασι μετὰ τοὺς τῶν  
       [προγόν]ων καὶ ἡμῶν ἀρχιερεῖς. ἐπεὶ οὖν  
       [ἀποδ]έδεικται ἐν τοῖς ὑπὸ σέ τόποις  
 30    [Βερ]ενίκη, ἡ Πτολεμαίου τοῦ Λυσιμάχου  
       τοῦ [. . .]οντος ἡμῖν κατὰ συγγένειαν θυγάτη[ρ]  
       συντελείσθω πάντα τοῖς προγεγραμμέ-  
       νοις ἀ[κο]λούθως, καὶ τὰ ἀντίγραφα τῶν  
       ἐπιστολῶν ἀναγραφέντα εἰς στήλας  
 35    ἀνατεθῇτω ἐν τοῖς ἐπιφανεστάτοις  
       τόποις, ὅπως νῦν τε καὶ εἰς τὸ λοιπὸν  
       πᾶσιν φανερὰ γίνηται ἡ ἡμετέρα καὶ ἐν τοῖ-  
       [τοις] πρὸς τὴν ἀδελφὴν π[ρ]οαίρεσις.

### Übersetzung der Inschrift aus Iran

Menedemos dem Apollodotos, den Archonten und der Stadt von Laodikeia seinen Gruß. Von dem uns von König Antiochos gegebenen Befehl unterbreite ich Euch hier eine Abschrift. Leistet dem Aufgetragenen nun Folge und tragt Sorge, daß die mit diesem Befehl beschriebene Säule im angesehensten der Heiligtümer der Stadt aufgestellt werde.      Lebt wohl, August-September des Jahres 119

König Antiochos dem Menedemos seinen Gruß.

Da wir darnach trachten, die Würden der königlichen Schwester noch weiterhin zu vermehren, und wir glauben, daß dieses dringend notwendig für uns ist, weil diese nicht nur in Zärtlichkeit und in Liebe mit uns zusammenlebt, sondern auch gegen das Göttliche fromm gesinnt ist, und wir andere Dinge mit Wohlwollen tun, die der königlichen Schwester gebühren und von denen es recht ist, daß sie damit von uns bedacht wird, so bestimmen wir, daß gleichwie von uns Oberpriester im ganzen Königreich ernannt worden sind, in denselben Orten auch Oberpriesterinnen der königlichen Schwester ernannt werden sollen. Dieselben sollen goldene



Diademe tragen, die mit dem Bildnis der Königin geschmückt sind, und sie sollen in die Vertragsbücher nach den Namen der Oberpriester unserer Vorfahren und nach den Namen unserer Oberpriester eingetragen werden. Nachdem nun in den Orten der Laodike, welche unter deiner Aufsicht stehen, diese (Oberpriesterinnen) ernannt worden sind, setze alles in Übereinstimmung mit dem Vorhergeschriebenen ins Werk und stelle die Säulen, auf welche die Abschriften dieses Briefes geschrieben sein werden, an den sichtbarsten Orten auf, damit jetzt und in der Zukunft unser Vorsatz bezüglich unserer Schwester auch in dieser Angelegenheit offenbar werde.

Im April des Jahres 119

Menedemos (Z. 1) ist ein Eigenname, dem man recht häufig begegnet<sup>9</sup>. Wir konnten denselben Namen auch bei Polybios finden, wo ein Menedemos in die kriegesischen Unternehmungen Antiochos' III. verwickelt ist<sup>10</sup>. Menedemos ist einer der Anführer der seleukidischen Truppen, die gegen Ptolemaios IV. kämpften und in der Schlacht bei Raphia im Jahre 217 v. Chr. besiegt wurden<sup>11</sup>. Menedemos stammt aus Alabanda in Karien. Nichts hindert uns daran zu denken, daß derselbe Menedemos 24 Jahre später Satrap von Medien geworden ist, also mit dem in der Inschrift genannten Menedemos identisch ist<sup>12</sup>. Dadurch würde die Liste der medischen Satrapen um einen Namen vermehrt. Wir kennen schon den grausamen Molon, der sich gegen Antiochos III. sehr rebellisch benommen und von einem großen Teil des Zweistromlandes Besitz ergriffen hatte. Später wurde er vom König besiegt und in Medien gekreuzigt<sup>13</sup>. Sein Nachfolger war Diogenes, welcher auch Stadthalter von Susa gewesen war und die alt-elamitische Hauptstadt gegen den Angriff des Molon verteidigte<sup>14</sup>. Wurde nicht deshalb Diogenes später mit der Satrapenherrschaft über Medien belohnt<sup>15</sup>? Sein Nachfolger wäre nun Menedemos gewesen, denn es scheint klar zu sein, daß dieser die Funktion eines Satrapen inne hatte. Richtet er sich zu Beginn unserer Inschrift nicht an die Magistraten und an die Stadt, um einen Befehl weiterzuleiten, der ihm vom König Antiochos geschickt worden ist und dessen Inhalt wir aus den Z. 11–32 erfahren? Menedemos galt als der vom König über Medien eingesetzte Satrap. Er hat die autochthone Regierung zu überwachen und sich darum zu kümmern, daß die vom König gegebenen Befehle ausgeführt werden.

Für die Verwendung des Stadtnamens in derselben Zeile vor «den Behörden und der Stadt» gibt mir M. N. Tod mehrere Beispiele<sup>16</sup>. Die fehlenden Buchstaben der folgenden Zeilen ergeben sich aus dem Text. Die Verbesserung von Holleaux für Zeile 11 der karischen Inschrift, ἐ[τοῦς (1884) in ἐ[ρρωσο (1930), wird heute durch

<sup>9</sup> Pape, *Wörterbuch der gr. Eigennamen* (1884) II 896, Pauly-Wissowa, *R. E.* XV 786ff.

<sup>10</sup> Polybios V 69, 4; V 79,6; V 82, 11.

<sup>11</sup> Polybios V 80ff.

<sup>12</sup> «This does not seem to me satisfactory» (Tod).

<sup>13</sup> Polybios V 40ff.

<sup>14</sup> id. V 48, 14.

<sup>15</sup> id. V 54, 12. Vgl. Bikermann, *Institutions des Séleucides*, 201ff.

<sup>16</sup> Dittenberger, *O. G. I.* 441, 2, 15; 453, 5; 509, 3 und a. B. m. in *S. I. G.*

unsere Inschrift bestens bestätigt. Was jedoch die Lesung des Datums durch denselben Gelehrten und andere anbetrifft<sup>17</sup>, so möchten wir, ohne uns in die verschiedenen Kontroversen einzumischen, folgende Punkte festhalten: Ist es wahrscheinlich, daß Antiochos der Große im Jahre 204 v. Chr. einen seiner Gattin gewidmeten Kult gegründet und 11 Jahre später einen zweiten, in einem anderen Teil des Reiches, eingerichtet hat? Für den zweiten ist das Datum gesichert, und man darf nicht vergessen, daß beide Inschriften grundsätzlich gleich lauten und aus derselben «Schreibstube» hervorgegangen zu sein scheinen. Alle Schlußfolgerungen Holleaux', diesen Punkt betreffend, sind hinfällig: daß die letzte Inschrift, welche Laodike nennt, aus dem Jahre 197 v. Chr. stammt, daß die Jahre 194/3 v. Chr. zu spät sind, um eine Kultgründung zu Ehren der «Königlichen Schwester» zu gestatten, weil die Königin kurze Zeit vor der Expedition Antiochos' III. nach Griechenland gestorben sei, daß schließlich Antiochos sich im Jahre 191 in Chalkis wieder verheiratet habe und daß also das Datum der Kultgründung und der Wiederverheiratung zu nahe aufeinander fallen. Außerdem: die Stele von Durdurkar stammt aus Kleinasien. Hat sich nicht Antiochos in diesen Jahren – um 193 v. Chr. – vorzugsweise in Thrakien sowie in Kleinasien aufgehalten, um seinen Krieg gegen Rom vorzubereiten? Hat nicht in diesen Ländern der König den Text zur Kultbegründung redigiert? Holleaux nahm an, daß Antiochos das Edikt von Eriza nach seiner Rückkehr aus den östlichen Satrapien in Antiochia in Syrien um 204 v. Chr. verfaßt habe, und daß selbstverständlich die Befehle des Königs einige Zeit unterwegs waren, bevor sie an ihren Bestimmungsort gelangten. Verhält es sich nicht mit unserer Inschrift ähnlich? Der Brief des Königs an Menedemos brauchte 4 Monate, um von Kleinasien sein Ziel in Medien zu erreichen, wie wir aus den Monatsangaben in Z. 10 und 33 schließen können. Leider fehlt uns das Datum des königlichen Briefes an Anaximbrotes, dagegen ist die Übergabe des darin ausgesprochenen Befehls an die Stadtbehörden auf den Monat Ἀρτεμίσιοις datiert. Der Brief Antiochos' an Menedemos ist im April verfaßt. Sind nun beide Edikte zur gleichen Zeit erlassen, was wir des gleichlautenden Textes wegen annehmen dürfen, so schiene es mir keineswegs unglaublich, daß der Brief Antiochos' III. kürzeste Zeit unterwegs war, um in den Besitz des Anaximbrotes zu gelangen, weil sich der König an diesem Zeitpunkt in einem nicht näher bestimmbar Teil des westlichen Kleinasien aufgehalten hat. Wir schlagen deshalb folgende Lesung der Zeile 11 der karischen Inschrift vor: ἔ[ρρωσο θι]ρ' Ἀρτεμίσιον τθ'. Es folgt nun der Text des Briefes Antiochos'. Die beiden Inschriften entsprechen sich, was die ersten Zeilen anbetrifft (Z. 11–15 bzw. 12–15). In Z. 16 möchten wir [οὐ] μόνον durch [μὴ] μόνον ersetzen, wie in unserem Edikt geschrieben steht. Wir zweifeln auch, ob der Wiederherstellungsversuch in Z. 20 der karischen Inschrift richtig ist. Das iranische Edikt gibt an derselben Stelle deutlich lesbar συναντᾶσθαι. Z. 22/23 des karischen Textes ergibt sich heute mit Hilfe des Textes der iranischen Inschrift als richtige Restitution. Z. 25 des iranischen Textes be-

<sup>17</sup> Bull. Corr. Hell. 54 (1930), 256, Anm. 5 und 258.



stätigt, daß in Z. 28 endgültig [προγόν]ων zu lesen ist, und nicht [τε θε]ῶν<sup>18</sup>. Auch die von L. Robert im Jahre 1930 gemachte Verbesserung (Z. 26, karische Inschrift) erweist sich als richtig<sup>19</sup>.

Alle fehlenden Buchstaben der iranischen Inschrift, besonders in Z. 11–24 und 28–32, ergeben sich aus dem Text, sie werden zudem durch den Wortlauf der kari-schen Inschrift bestätigt. Z. 25–27 hingegen konnten nur mit Hilfe dieses letzteren Ediktes mit Sicherheit wieder hergestellt werden. Selbst das γίνηται (Z. 37, karische Inschrift) möchten wir in unseren Text übernehmen. Der leere Raum unserer Inschrift an dieser Stelle erlaubt das Verbum γίνηται hier einzusetzen, wir können aber auch das Γ, das Η und ΤΑΙ deutlich auf unserem Steine ablesen (Z. 31), wodurch ein letztes Mal gezeigt wird, wie die beiden Inschriften in den wesentlichen Punkten übereinstimmen. Daß in Z. 33 Ξαν[δικοῦ] (Variante: Ξαν[θικοῦ]) zu ergänzen ist, scheint klar zu sein<sup>20</sup>.

Welche Schlußfolgerungen sind aus dem Fund dieser griechischen Inschrift in Nehavend zu ziehen? Wir haben gesehen, daß es sich um ein Edikt handelt, welches in den letzten Regierungsjahren Antiochos' des Großen verfaßt worden ist. Anscheinend hat um 193 v. Chr. der König die östlichen Satrapien noch immer beherrscht, die er 13 Jahre früher bekämpft hatte<sup>21</sup>.

Über die Hellenisation dieser Gebiete, besonders Mediens, haben wir nur wenig Dokumente. Wenige antike Stätten wurden bisher ausgegraben. Überbleibsel hellenistischer Bauten gehören nach Herzfeld zum seltensten<sup>22</sup>: In Kengavar war ein berühmter Tempel der Artemis, der in seinen Dimensionen dem Tempel des Bel in Palmyra um nichts nachstand. Polybios beschreibt die Akropole von Ekbatana, der alten Hauptstadt der Meder<sup>23</sup>. Im Khura-Tal, im Bezirk von Mahallat, im Südwesten des modernen Sultanabad, hat man einen hellenistischen Tempel gefunden, von dem heute noch zwei Säulen aufrecht stehen. Unsere Stele wurde auf der Akropole von Nehavend gefunden. Diese Stadt scheint nicht klein gewesen zu sein, teilt sie doch mit altgriechischen Städten die Eigentümlichkeit, eine Vielzahl von Heiligtümern zu besitzen (Z. 9 unserer Inschrift). In der Nähe des Fundortes unserer Stele stieß man auf Säulenfragmente, Reste eines Heiligtums, das mit großer Wahrscheinlichkeit mit dem in unserer Inschrift genannten «angesehensten Heiligtum» identifiziert werden darf<sup>24</sup>.

<sup>18</sup> U. Wilcken, op. cit. S. 24, Anm. 4; gegen Welles noch immer Holleaux, op. cit. 1942, Kommentar zu Z. 28 der karischen Inschrift: «l'espace manque pour [προγόν]ων».

<sup>19</sup> Bull. Corr. Hell. 54 (1930), 245 ff.

<sup>20</sup> Vgl. Dittenberger, *O. G. I.*, p. 225, 19.

<sup>21</sup> Polybios X 27 ff.

<sup>22</sup> Herzfeld, *Archeological History of Iran* (1935).

<sup>23</sup> id. XI 34.

<sup>24</sup> Man kann sich fragen, ob die Übersetzung «angesehen» (Z. 8) dem griechischen Text wirklich adäquat ist (vgl. Z. 30). Für Z. 8 ziehe ich «angesehen» dem «Sichtbarsein» (Z. 30) vor. Ist es nicht kennzeichnend, daß die Stele auf der Akropolis gefunden wurde, auf welcher immer die «angesehensten Heiligtümer» standen?

Man kann nur hoffen, daß in Zukunft weitere Dokumente der Hellenisation der östlichen Satrapien gefunden werden. Die griechische Inschrift aus Nehavend belehrt uns über die Ausbreitung des Kultes der «Königlichen Schwester» und erlaubt uns, das alte medische Laodikeia mit dem modernen Nehavend gleichzusetzen<sup>25</sup>.

---

<sup>25</sup> Die vorhergehenden Seiten waren im wesentlichen im Frühsommer 1947 druckreif und wurden im Frühling 1948 der Redaktion des *Museum Helveticum* zugeschickt. Die Drucklegung hat sich leider bis heute verzögert. In der Zwischenzeit hat sich, wie mir Dr. R. Ghirshman letztes Jahr erzählte, L. Robert mit dem Edikt Antiochos' III. beschäftigt, so daß es manchem wohl als unnötig erscheinen mag, auf diese Inschrift noch einmal, obwohl unabhängig von dem französischen Gelehrten, zurückzukommen.



## Sur un vers-clé de Sappho (ostr. 5)

Par *André Rivier*

Les quatre strophes de Sappho que nous devons à un ostracon du II<sup>e</sup> siècle av. J.-C. ont posé dès leur publication par Medea Norsa<sup>1</sup> un certain nombre de problèmes délicats. Aujourd'hui, en dépit des précieuses contributions de Pfeiffer, Lobel, Schubart et de leurs successeurs, ces problèmes ne sont pas tous résolus. En particulier, on n'est pas encore parvenu à déterminer de façon certaine la relation qui unit les deux éléments constitutifs du poème. D'une part nous avons une prière adressée à Cypris: la dernière strophe montre que la déesse est invitée à se joindre à une fête. D'autre part, occupant trois vers sur quatre de la première strophe conservée et les deux strophes intermédiaires, l'évocation d'un verger où se dressent des autels le long d'un frais ruisseau parmi des fleurs odorantes. Que vient faire ce verger dans une prière à Aphrodite?

La difficulté tient au fait que le texte de Sappho nous échappe précisément au point d'articulation de ces deux motifs. Il se trouve que le passage le moins lisible et le plus mutilé du document (la deuxième ligne de l'ostracon tronquée par une cassure) recèle le vers qui importe le plus à la compréhension de l'ensemble. On a essayé de retrouver la teneur de ce vers capital en le rétablissant, moitié par conjecture moitié par une lecture améliorée des lettres qui le transcrivent. Mais aucune des restitutions proposées jusqu'ici ne semble devoir emporter la conviction. Au total, elles nous placent devant deux interprétations contradictoires du poème, mais elles ne nous donnent pas le moyen de choisir l'une plutôt que l'autre.

Parmi ces tentatives, les unes<sup>2</sup> nous montrent Aphrodite invitée à se rendre dans le verger où se donne la fête qu'on lui demande d'honorer. Selon les autres<sup>3</sup>, la déesse au contraire doit quitter ce séjour pour répondre à l'appel qui lui est adressé<sup>4</sup>. Il est clair que ces deux interprétations donnent un sens très différent au texte; mais, qui plus est, elles conduisent à l'apprécier diversement sous le rapport de l'art et du dessin poétique. Dans un cas, Sappho évoque un lieu absent qui n'a avec l'objet du poème qu'un lien fortuit; dans l'autre cas il s'agit d'un lieu présent qui doit fournir à la venue de la déesse un cadre approprié. Dans le premier cas le charme de la description répond à un souci purement littéraire: elle opère

---

<sup>1</sup> Ann. R. Scuola norm. sup. Pisa 6 (1937).

<sup>2</sup> Cf. A. Turyn, Trans. Proc. amer. philol. Assoc. 73 (1942); A. Setti, Studi ital. Filol. class. 19 (1943); W. Theiler, Mus. Helv. 3 (1946).

<sup>3</sup> Cf. C. Theander, Philologus 92 (1937); B. Lavagnini, Ann. R. Scuola norm. sup. Pisa 11 (1942).

<sup>4</sup> Dans la même direction, cf. encore la récente suggestion de Fr. Lasserre Mus. Helv. 5 (1948) p. 15.

en vertu de sa gratuité même. Dans le second cas, elle soutient la prière à laquelle elle s'incorpore, en ajoutant sa propre séduction aux motifs que la déesse a de se laisser convaincre.

De fait, encore que les divergences ne portent que sur un seul vers, nous aboutissons pour le même poème à deux versions sans commune mesure, et qu'il est difficile d'enregistrer purement et simplement. Elles nous installent en pleine contradiction. Dès lors nous nous sentons invités, non pas à résoudre cette contradiction, cela ne paraît pas possible, mais peut-être à la dépasser en déterminant la valeur des arguments présentés dans chaque cas. Pour que l'une des thèses parvînt à s'imposer, il faudrait non seulement qu'elle s'appuie sur des raisons solides, mais qu'elle détruise les raisons invoquées par l'hypothèse opposée; et cette confrontation ne peut se faire que sur la base d'une entente préalable relativement aux données fournies par le document lui-même.

Nous constatons, en effet, que l'écart qui se fait jour entre les restitutions proposées ne traduit pas chez leurs auteurs une divergence dans l'appréciation de la langue ou du style de Sappho, ou encore de la structure probable du poème; du moins pas au premier chef. Il tient avant tout à de notables différences dans la manière de lire le texte controversé. Il convient donc, en se reportant au document lui-même, de se demander si la deuxième ligne de l'ostracon autorise vraiment, dans l'état où elle nous est parvenue, tant de lectures différentes du même texte. Sans doute, il se peut que cet examen ne mène à rien et que, suivant l'exemple des plus prudents philologues<sup>5</sup>, nous devions confesser notre incertitude. Mais du moins le ferons-nous en connaissance de cause, après avoir éprouvé la solidité des bases sur lesquelles s'édifient tant de constructions ingénieuses. Par ailleurs, on sait assez qu'un ostracon n'offre pas, du point de vue paléographique, une sécurité entière: il doit être utilisé prudemment. Néanmoins, quelles que soient les erreurs et les négligences de la transcription qu'il nous a conservée, c'est d'elle que nous devons partir. La connaissance que nous avons de la langue et du style de Sappho, ainsi que de la forme des poèmes groupés dans le premier livre de ses odes, doit nous permettre de repérer les erreurs commises par le scribe, et de les corriger. Elle ne nous autorise pas à briser le cadre qu'il fixe à notre investigation.

\*     \*     \*

Les premières lettres ne font plus de doute depuis Pfeiffer<sup>6</sup>: ΔΕΥΡΥΜΜΕ. On s'accorde à rejeter un des *M* à cause du mètre et on lit δεῦρόν με, δεῦρ' ἔμ' ou δεῦρόν μ' (*E* étant alors compris avec les lettres suivantes). Mais sitôt après commencent les difficultés. Car s'il arrive que les éditeurs s'entendent sur la même leçon (avec *KPHTEC* ou *KPHTAC*), on s'aperçoit qu'ils ne la tirent pas toujours d'une seule et même façon de lire l'ostracon. Leur accord n'est donc qu'apparent

<sup>5</sup> Cf. Diehl, *Anthologia lyrica, Supplementum* (1942) p. 33.

<sup>6</sup> *Philologus* 92 (1937).



et ne saurait rien prouver. Considérons la fin de la ligne jusqu'à et y compris la demi-lettre visible sur le bord de la cassure. Le premier éditeur, Medea Norsa, lit *KPHTEC II\**; de plus elle décèle le vestige d'un *I* dans l'intervalle et suggère un *P* après la lettre *II* mutilée<sup>7</sup>. Cela fait au total 9 lettres. Après elle, Pfeiffer, Theander, Lavagnini, Gallavotti<sup>8</sup> et Setti mesurent également un espace nécessaire à 9 lettres; ils admettent *IIIP* pour les dernières et discernent, sans toutefois le remplir, un intervalle entre celles-ci et les 6 lettres *KPHTEC* (ou *-TAC*). Mais Schubart<sup>9</sup> faisait suivre *TAC* immédiatement de *II* et repoussait l'espace d'une lettre à la 8e place, lisant *TACII*[.]*JP*[; il est suivi par Siegmann<sup>10</sup>. De son côté Diehl<sup>11</sup>, au lieu du *II*, voit un *X* lié au *C* et continue avec *P* sans ménager la place d'un intervalle ou d'une lettre supplémentaire. Sa lecture compte 8 lettres au lieu de 9. Enfin Theiler lit *II* au bord de la cassure, avec *KPHTEC* suivi d'un intervalle, ce qui fait également un compte de 8 lettres.

Au total, la lecture de *II* après *C* paraît la moins assurée; on ne s'entend pas davantage sur la position de l'intervalle. Et bien que le *C* soit attesté dans les diverses lectures, il ne semble pas correspondre à la même graphie. En effet, les suites *CII*[.]*JP*[ (Schubart) et *CXP*[ (Diehl) ne peuvent coïncider exactement sur l'ostracon; quant à la lecture plus fréquente (*C IIIP*)[, elle est moins encore superposable aux deux premières. Et cette incertitude ne laisse pas d'atteindre *A* (ou *E*) qui ne peut être lu par Schubart au même point que Diehl, et moins encore par ceux qui placent un intervalle entre *C* et *IIIP*. En résumé, la comparaison de ces diverses lectures confirme la suite *KPHT*, mais introduit un doute maximum sur la fin de la ligne (nous verrons tout à l'heure ce qu'il faut penser du *P*).

Si maintenant nous consultons la reproduction phototypique publiée en annexe au mémoire de M. Norsa (plus lisible que celle du Philologus jointe aux observations de Pfeiffer), nous reconnaissons un tracé où *KPHT* est identifié sans peine, la forme du *T* étant confirmée par la ligne 1 *KATIOY* et 7 *KEAATI*. Dès lors il devient difficile d'hésiter pour la lettre suivante: *E* ne va pas tout seul à vrai dire, mais *A* n'est plus possible. Nous trouvons d'ailleurs un *E* analogue à la ligne 4 *XAPIENMEN*. En revanche les graphies qui suivent nous laissent incertain. On hésite entre *CC* (en rapprochant la ligne 9 *ΘΥCCOMENΩN*) et *CI* (l'infléchissement de la hampe pourrait s'expliquer par le mouvement de la main, encore qu'on n'en voie pas d'analogue ailleurs, dans la ligne 5 par exemple où *I* revient quatre fois). Ce qui ne semble pas douteux, c'est la présence de deux lettres: nous rejoignons ainsi une indication donnée par M. Norsa dans sa première édition, qui notait le vestige d'une lettre (*I*) immédiatement après *C*. Enfin s'il me paraît certain que la lettre tronquée par la cassure amorce un *II*, le *P* proposé

<sup>7</sup> Dans sa 2e édition (*La scrittura letteraria greca dal secolo IV<sup>a</sup> a. C. all' VIII<sup>a</sup> d. C.* [Florence 1939]) M. Norsa donne *KPHTAC IIP*.

<sup>8</sup> *Studi ital. Filol. class.* 18 (1942).

<sup>9</sup> *Hermes* 73 (1938).

<sup>10</sup> *Hermes* 76 (1941).

<sup>11</sup> *Supplementum* (1942) p. 31.

ensuite par la majorité des éditeurs repose sur une base si étroite qu'il doit être tenu pour une conjecture pur et simple<sup>11a</sup>.

Tout compte fait, il semble que nous puissions admettre avec quelque sécurité les lettres *KPHTEC* et rétablir *Π* au bord de la cassure. Ce qui nous donnerait la lecture proposée par Theiler, s'il ne nous restait encore une lettre qu'il n'est pas possible d'éliminer. Le choix demeure entre *KPHTECC* et *KPHTECI*. Voilà tout ce que l'examen de l'ostrakon, à lui seul, nous permet d'affirmer.

Restent à élucider, après la lacune qui peut comprendre 5 à 7 lettres, les premières lettres de la ligne 3 qui transcrivent la fin du vers. D'un point de vue strictement paléographique, il ne paraît pas certain que la lecture *.JNAYTON* doive être préférée à *.JNAYΛON*. On peut faire remarquer, en effet, que la graphie (*Γ*) n'est pas moins proche du *Λ* de *MAΛIAN* à la ligne 4 que du *Γ* de *AFNON* (l'ouverture de la lettre paraît moins déterminante ici que la direction de la hampe, cf. encore *AACOC*, ligne 4; Pfeiffer, loc. cit. p. 123, note de son côté que le *Γ* semble avoir été corrigé en *Λ*). Par ailleurs *NAYTON* ne va pas sans difficulté. Pour obtenir *ναῖον* (= *ναόν*), il faut ou bien admettre avec Lobel<sup>12</sup> l'insertion pure et simple du *Γ*, ou bien conjecturer une forme *NAYFON*<sup>13</sup> laquelle postule la présence d'un *F* intervocalique qui est fort problématique chez Sappho. Et même en admettant la lecture de M. Norsa et de Lobel, il n'est pas plus téméraire de supposer une assimilation du *Γ* au *Λ* (cf. Gallavotti<sup>14</sup> qui renvoie à Mayser<sup>15</sup>) ou une confusion engendrée par le voisinage de *AFNON*. A vrai dire, le document à lui seul ne nous permet pas de trancher, car les nombreuses erreurs dont il nous donne l'exemple n'entrent pas toutes dans les catégories reconnues (cf. 1. 7 *YCΧΩΝ* pour *ῥσδων*). Le choix dépend ici davantage de considérations stylistiques et du parti adopté pour la restitution du vers tout entier.

\*     \*     \*

A cet égard, l'examen que nous avons entrepris est-il susceptible de nous faire avancer d'un pas ? Sans apporter d'élément proprement nouveau, il nous invite du moins à admettre la présence d'une autre forme du mot *Κοῦρες* que la plupart des lectures proposées jusqu'ici. C'est un point qui n'est pas négligeable dans le contexte que nous allons considérer maintenant.

Siegmann<sup>16</sup> a montré, de manière incontestable semble-t-il, que le poème complet devait compter cinq strophes. De la première, nous ne possédons plus que le dernier vers (la première ligne de l'ostrakon suggère en sa fin un adonique *-θεν καίτοι[σα]*). Mais la strophe finale, *ἔρθα δὴ σὺ ... Κύριε*, nous permet d'en rétablir en gros le dessin. En effet, l'ensemble du poème paraît reproduire la forme

<sup>11a</sup> «valde incerta», Pfeiffer (Norsa), loc. cit. p. 118.

<sup>12</sup> Schubart, loc. cit.; cf. W. Ferrari, *Studi ital. Filol. class.* 17 (1940) p. 36.

<sup>13</sup> Schubart, loc. cit. p. 299.

<sup>14</sup> Loc. cit. p. 184.

<sup>15</sup> *Gramm. d. Griech. Pap.* I 188.

<sup>16</sup> Loc. cit. p. 417 sqq.



et la structure des odes du livre I, qui nous sont en partie connues<sup>17</sup>. Caractérisée essentiellement par le retour dans la dernière strophe du motif initial, nous trouvons de cette structure dans Sapph. 1, encore que sous une forme agrandie et plus élaborée, un specimen très pur. Il est donc fort probable que la première strophe de notre poème contenait un appel adressé à Cypris.

A Cypris seule, ou à plusieurs divinités ensemble ? Dans les fragments conservés du livre I de Sappho, nous avons un exemple au moins d'une invocation collective (cf. 25 Diehl). Mais dans le cas qui nous occupe, il serait assez étrange que la dernière strophe en récapitulant le motif initial ne mentionnât que Cypris seulement, si d'autres déesses étaient invoquées au début. Et rien dans le texte lui-même ne permet de le supposer (cf. en revanche Sapph. 25, 18, *σὸ δὲ, Κύπρι σεύμενα*). Il est naturel que les éditeurs qui adoptent la lecture de Schubart *δεῦρ' ἔμ'* (= *ἔμοι = δμοῦ*) aient retenu cette hypothèse; mais c'est entrer dans un cercle vicieux que de prétendre justifier par elle le texte conjectural sur lequel précisément elle s'appuie. Sans doute *δεῦρ' ἔμ'* n'a rien d'impossible en soi<sup>18</sup>; la preuve a été faite que cette lecture n'entrave pas la restitution du vers entier<sup>19</sup>. Il n'est pas impossible non plus que plusieurs divinités fussent invoquées dans la première strophe. Mais à nous en tenir strictement aux données de l'ostracon, il paraît plus probable que le poème s'adressait à Aphrodite seule. Dès lors, à moins de tomber dans l'arbitraire, nous devons donner la préférence à la lecture qui s'accorde avec l'hypothèse la plus forte. En définitive, pour que *δεῦρ' ἔμ'* pût être envisagé sérieusement, il faudrait auparavant établir que *δεῦρό μ'*, ne mène à rien. Cette lecture nous paraît préférable; nous la tiendrons pour telle jusqu'à preuve du contraire. Il est à tout le moins aisé d'admettre que ces mots dessinent comme une reprise et un rebondissement de l'appel à Cypris énoncé dans la strophe initiale (un mouvement analogue peut être discerné dans Sapph. 1, 5: *ἀλλὰ τυῖδ' ἔλθ'*).

Ce point étant éclairci, cherchons maintenant à organiser les données fournies par l'ostracon. Il faut noter d'emblée que nous sommes libérés de l'hypothèque que faisaient peser sur la restitution du vers le nominatif (ou vocatif) *Κοῖητες* ou le génitif *Κοῖητας*. Ainsi se trouve éliminée la cause de difficultés inextricables. Nous avons affaire aux lettres *KPHTECI* ou *KPHTECC*. Elles ne nous laissent guère le choix. La seule leçon que nous puissions tirer de là est, moyennant une correction très simple (pour qu'elle fût critiquable paléographiquement, il faudrait que nous eussions affaire à une transcription plus soignée et plus cohérente dans ses erreurs mêmes), la forme *Κοῖητες<σ>ι* (éventuellement *Κοῖητεσσ<ι>*) qui n'offre pas de difficulté du point de vue morphologique. Quant au *E* qui précède, nous

<sup>17</sup> Cf. H. J. Milne, *Hermès* 71 (1936).

<sup>18</sup> Si l'on ne tient pas compte du fait que, dans une phrase impérative, la langue archaïque emploie *δεῦρο* avec le singulier.

<sup>19</sup> Cf. après Lavagnini, Setti, *loc. cit.* p. 133, n. 2.

pensons que Fr. Lasserre est tombé juste en proposant de lire αἰ<sup>20</sup>, bien meilleur que εἰ<sup>21</sup>. En effet, le parallèle tout à l'heure esquissé avec Sapph. 1, 5 se précise: ἀλλὰ τῷδ' ἔλθ', αἶ ποτα κατέρωτα. On notera également la relation qui déjà s'indique entre les deux datifs: δεῦρό μ' (= μοι), αἶ Κρήτεσ<σ>ι.

Fr. Lasserre, dont nous rejoignons ainsi une suggestion récente, propose au surplus de lire le vers entier comme suit: δεῦρό μ' αἶ Κρήτεσ<σ>ιν [ἔβας ἔ]ρανλον. Nous reviendrons plus bas sur le problème que pose l'insertion de ce vers dans le contexte du poème. Pour l'instant, nous référant aux remarques qui précèdent, nous ferons observer que cette lecture paraît au moins sur un point très sujette à caution. Pour faire admettre Κρήτε<σ>ιν, il faudrait montrer pourquoi le scribe a séparé la dernière lettre du corps du mot; il faudrait surtout établir que cette lettre est bien un Ν. Il paraît difficile d'interpréter dans ce sens la graphie mutilée. En effet, si nous considérons la lettre Ν là où sa lecture n'est pas douteuse, nous remarquons que le trait oblique est partout incurvé vers le bas (cf. la ligne 3 où la lettre revient quatre fois), alors que le trait correspondant de la lettre Π est incurvé en sens inverse (cf. même ligne, dans ὅτ/πα): et tel est le cas de la lettre tronquée par la cassure de l'ostracon. De fait, la lecture Π est la seule, à nos yeux, dont puisse tenir compte la restitution du vers qui nous occupe.

\*     \*     \*

Mais avant d'aller plus loin dans cette direction, nous devons faire état d'une question préjudicielle dont l'examen est d'ailleurs susceptible de jeter quelque clarté sur le problème. Il se trouve en effet que toutes les restitutions qui partent des mots δεῦρό μ' soulèvent une difficulté qui n'a pas, que je sache, été envisagée de front; elle est pourtant assez grave pour nous contraindre, si nous ne pouvons la surmonter, à écarter cette lecture qui nous est apparue jusqu'ici la moins sujette à caution.

Déjà Pfeiffer, à propos de la première restitution tentée par Theander<sup>22</sup>: δεῦρό μ' ἐ<κ> Κρήτας πο[ολίποισ' ἔ]ρανλον, notait comme fâcheuse l'absence d'une «Anrede»<sup>23</sup>. Pour comprendre la portée de cette objection, il faut ajouter que Theander tenait les mots δεῦρό μ' pour les premiers du poème. Il n'admettait pas qu'une strophe entière pût les précéder; et du moment qu'il acceptait la lecture ἔνθα δὴ σὺ ... Κύπρι (ostr. l. 13), force lui était de rejeter l'impératif ἔλθε, transmis à cet endroit par Athénée, dans une hypothétique cinquième strophe dont il pensait<sup>24</sup> trouver un vestige dans les mots τούτοις τοῖς ἐταίροις ἐμοῖς γε καὶ σοῖς que nous lisons chez Athénée immédiatement après la citation de Sappho. Cette

<sup>20</sup> Mus. Helv. 5 (1948) p. 15; pour αἰ — ε, cf. l. 8 ΠΕC pour παῖς, et de façon générale E. Mayser, *Gramm. d. Griech. Pap.* I 107.

<sup>21</sup> = εἰ, défendu assez laborieusement par Theiler, loc. cit. p. 24.

<sup>22</sup> Philologus 92 (1937), p. 465 sqq.

<sup>23</sup> Cf. Theander, loc. cit. p. 467, n. 9.

<sup>24</sup> A tort, cf. Siegmann, loc. cit. pp. 417, 422.



reconstruction du poème intercalait donc plus de seize vers entre la note initiale  $\delta\epsilon\tilde{\upsilon}\rho\acute{\upsilon}\ \mu'$  et son complément nécessaire, l'impératif réclamé par Pfeiffer.

Il est vrai que Theander a fait valoir ici le développement donné par Sappho au motif du verger<sup>25</sup>. A peine le motif initial, celui de l'appel, est-il esquissé par les mots  $\delta\epsilon\tilde{\upsilon}\rho\acute{\upsilon}\ \mu'$ , que débute à son tour l'évocation du site; c'est parce qu'elle se prolonge que l'impératif attendu est repoussé à l'autre extrémité du poème. Notons aussi que Theander simplifie l'articulation du motif intercalaire, sans doute afin qu'il s'insère plus aisément dans l'ensemble, en substituant (cf. ostr. l. 3) l'épithète  $\delta\pi[\tau\epsilon\nu\tau\omicron\nu]$  à la restitution de Lobel  $\delta\pi[\pi\alpha\ \delta\eta]$ . Sa reconstruction du poème n'en reste pas moins peu convaincante. Car ou bien la suite  $\delta\epsilon\tilde{\upsilon}\rho\acute{\upsilon}\ \mu' \dots \xi\lambda\theta\epsilon$  fait un tout du point de vue de la syntaxe comme de celui du sens; et nous avons, dans l'hypothèse de Theander, sinon une rupture, du moins une distension de l'ordre naturel des mots qui contredit, à supposer même qu'elle soit tolérable en grec, tout ce que nous savons du style de Sappho. Ou bien  $\delta\epsilon\tilde{\upsilon}\rho\acute{\upsilon}\ \mu'$  doit s'entendre comme un tout indépendant sous le rapport de la syntaxe et du sens; et à supposer qu'on puisse le démontrer (ce qui n'est pas fait), une autre difficulté subsiste que nous allons envisager maintenant.

Cette difficulté particulière est commune, en effet, à d'autres restitutions qui ont sur celle de Theander l'avantage de se fonder sur une vue plus exacte de la forme et de la structure d'ensemble du poème. Pour illustrer clairement ce point, nous prendrons l'exemple du texte le plus récent, proposé par W. Theiler en 1946 dans le *Museum Helveticum*. Avec Siegmann, Theiler admet que le poème devait compter cinq strophes, dont la dernière ( $\xi\nu\theta\alpha\ \delta\eta\ \sigma\upsilon \dots \text{Κύπρι}$ ) reprend l'invocation à Cypris qui occupait très vraisemblablement la strophe initiale. Dans ce cadre que l'on peut considérer comme solidement établi, le vers qui nous intéresse devient le premier de la seconde strophe. Dans ce même cadre, il devient naturel d'admettre que l'impératif («die Anrede») demandé par Pfeiffer, qui ne peut être repoussé au delà de la strophe  $\xi\nu\theta\alpha\ \delta\eta\ \sigma\upsilon \dots \text{Κύπρι}$ , figurait d'abord dans la strophe initiale, avant  $\delta\epsilon\tilde{\upsilon}\rho\acute{\upsilon}\ \mu', \kappa\tau\lambda$ . Et c'est pourquoi il semble qu'on ne puisse rien objecter à Theiler quand il propose, *exempli gratia*, de rétablir comme suit les deux derniers vers de cette strophe:  $\xi\lambda\theta\epsilon\ \delta\ \omega\kappa\acute{\epsilon}\omega\varsigma\ \delta\omicron\rho\acute{\alpha}\nu\omega\ \kappa[\alpha\rho\acute{\alpha}\nu\omicron\theta\epsilon\nu\ \kappa\alpha\tau\acute{\iota}\omicron\varsigma[\sigma\alpha]$ . Il paraît aussi logique, dans le cadre de cette reconstruction, d'avoir rétabli dans la dernière strophe l'impératif  $\omicron\iota\nu\omicron\chi\acute{o}\alpha\iota\sigma\omicron[\nu]$ <sup>26</sup>, lequel est exigé, avec la reprise de l'invocation ( $\xi\nu\theta\alpha\ \delta\eta\ \sigma\upsilon \dots \text{Κύπρι}$ ), aussi bien par le sens que par la structure du poème.

Toutefois, que devient dans ce contexte parfaitement clair la leçon  $\delta\epsilon\tilde{\upsilon}\rho\acute{\upsilon}\ \mu'$  adoptée par Theiler (avec la suite  $\epsilon\langle\iota\rangle\ \text{Κρητές}\ \pi[\omicron\tau']\ \xi\sigma\alpha\tau\omicron]\ \nu\alpha\tilde{\upsilon}\omicron\nu$ )? Nous verrons que le problème est double. Remarquons pour l'instant qu'il met en question la structure de la phrase impérative avec  $\delta\epsilon\tilde{\upsilon}\rho\omicron$  dans le style de Sappho et, plus généralement, dans ce que nous connaissons de la langue littéraire archaïque.

<sup>25</sup> Loc. cit. p. 469.

<sup>26</sup> Après Lavagnini, loc. cit. p. 16.

Autrement dit: que penser de la position de *δεῦρο* dans la suite *ἔλθε δ' ὠκέως ὁράνω κ]αράνοθεν κατίου[σα] δεῦρό μ', κτλ.*? Dans le langage épique, *δεῦρο* est constamment en tête de la phrase impérative; il l'ouvre même quand il ne suit pas immédiatement *ἄγε*. Quand il entre dans le corps d'une phrase à l'indicatif, il précède ordinairement le verbe qu'il détermine, qu'il soit employé seul ou appuyé par *τόδε*. S'il arrive que cet ordre soit inversé et que *δεῦρο* suive le verbe (cf. *Hymn. Cer.* 218 *νῦν δ' ἔπει ἴκεο δεῦρο*), les deux mots ne sont pas séparés et jamais *δεῦρο* n'est rejeté au début du vers suivant. De cet usage qui ne paraît pas démenti par les fragments de Sappho et d'Alcée (resp. 154 et 105b Diehl), la restitution de Theiler ne tient pas compte: la position qu'elle assigne à *δεῦρο* à l'extrême fin de la phrase impérative paraît dès lors problématique.

Non seulement *δεῦρο* ne figure pas dans le même vers que la forme verbale dont il semble logiquement dépendre, mais le mot ouvre une nouvelle strophe. Il ne peut donc tenir à ce qui précède par un lien très étroit<sup>27</sup>, ce qui nous éloigne davantage de l'usage homérique. Enfin nous n'avons pas affaire à *δεῦρο* seul, mais à *δεῦρό μοι*. Cette alliance de mots, qu'on ne trouve pas dans Homère, se rencontre chez les attiques; mais ils ne sont pas d'un grand secours ici. Theiler se réfère à Aristophane, *Thesm.* 1159 *νῦν ἀφίκεσθον, ἰκετεύομεν. ἐνθάδ' ἡμῖν*: il est clair que ni le mètre ni la forme du pronom ne permettent un parallèle rigoureux. Plus précise serait la référence à *Ecll.* 953 *φίλον ἐμόν. δεῦρό μοι | πρὸς-ἔλθε*; mais *δεῦρο* précède ici le verbe et les deux mots font partie du même vers (on se rappellera que chez Homère, après *δεῦρο*, le verbe n'est rejeté qu'une seule fois, cf. *Γ* 173). Ajoutons d'ailleurs que même si cette objection n'était pas retenue, l'autre aspect du problème suffirait à nous arrêter, car il soulève une difficulté plus grave.

C'est de cette difficulté que nous faisons état tout à l'heure à propos du texte de Theander, en disant qu'elle était commune aux restitutions acceptant la lecture *δεῦρό μ'*. Celles-ci en effet nous demandent d'admettre l'élision de la forme faible *μοι* à la fin d'une proposition complète et devant une ponctuation forte. Or l'usage de Sappho, tel du moins qu'il se dégage des fragments conservés, paraît assez clair. 1<sup>o</sup> Quand la forme faible du pronom personnel est placée en fin de proposition, elle s'appuie sur le verbe qui la précède immédiatement (*λίσσομαι σε* 1, 2; *ἔλθε μοι καὶ νῦν* 1, 25; *κέλομαι σε* 36, 1; et, si l'on veut, *καὶ τόδ' ἔειπέ [μοι]* 96, 4 Diehl. En revanche, cf. *οὔκετι ἴξω πρὸς σέ* 131, 2); et, dans ce cas, nous n'avons aucun exemple d'élision<sup>27a</sup>. 2<sup>o</sup> Quand il lui arrive d'être élidée, c'est alors que la proposition n'est pas close; il n'y a pas fin mais parfois suspens du sens, lequel peut admettre une brève incise ou l'insertion d'un vocatif (cf. 1, 3 *μή μ' ἄσαισι ... δάμνα*; 1, 19-20 *τίς σ', ὦ | Ψάπφ', ἀδικήεις*; 2, 5-6 *τό μ' ἦ μάν | καρδιάν ... ἐπτόαισεν*; 48, 1 *ἔγω δέ σ' ἐμαόμαν*; 67, 5 *ἔλπις δέ μ' ἔχει*; 70, 2 *ἀλλ]ά σ' ἐγὼνκ ἐάσω*; 96, 10-11 *ἀλλά σ' ἔγω θέλω | ὄμναισαι*; 127, 1 *τίωι σ'*,

<sup>27</sup> Cf. Theiler lui-même, loc. cit. p. 24, n. 1.

<sup>27a</sup> Cf. toutefois fr. 64a, 5 Diehl (= P. Oxy. 2166 d 1, 5), *Rhein. Mus.* 92 (1943) p. 8.



ὦ φίλε γάμβρε, κάλως εἰκάσω; 149, 1 θέλω τί τ' εἴπην; 149, 5 αἶδως κε ν<ῦν>  
σ' οὐκ ἦχεν ὅππιατ').

Par «ponctuation forte» nous voulons dire que, dans les restitutions de Theander et de Theiler, une portion notable du sens ou une proposition complète s'achève avec *μ'* et que, sitôt après la virgule (nécessaire en toute hypothèse), commence le second motif du poème, la description du jardin sacré. Nous devrions donc admettre l'élision du pronom au point même où s'articulent les éléments constitutifs mais distincts du poème, où s'ajustent les deux pièces maîtresses de son architecture. En vérité rien ne nous y autorise. Pour nous en tenir aux exemples allégués, fera-t-on valoir que les mots *εἰ Κρητές π[οτ' ἔσαντο] ναῦον ἄγνω* (Theiler) forment comme une parenthèse et que la phrase commencée se poursuit avec *ὅππ[α δὴ] χάριεν μὲν ἄλσος, ὅππ[α]* étant articulé directement sur *δεῦρον*? Soit; mais il n'en reste pas moins que *ὅππ[α]* introduit une subordonnée: l'élision du *μοι* est aussi difficile à justifier devant *ὅππ[α]* que devant *εἰ*. L'est-elle moins devant *αἰ*? Il ne semble pas. Fr. Lasserre, en suggérant *αἰ Κρήτε<σ>ιν [ἔβας ἔ]νανλον*, peut invoquer le fait que dans sa version *μ(οι)* est relayé par le datif *Κρήτεσσιν*; mais cela ne diminue en rien, quoiqu'il ne ponctue pas son texte, la dénivellation de sens qui sépare les deux mots. Au contraire, l'articulation de la phrase se fait plus nettement sentir encore que chez Theiler, car le motif introduit par *αἰ* est relégué dans le passé (*ἔβας*) et le mot *δεῦρον* se trouve déchu de sa fonction indicatrice; il ne nous dirige plus vers le verger. Quant à l'hypothèse de Theander, l'élision ne s'y justifie pas davantage, bien que le participe *πορφύρεος* nous maintienne dans la proposition commencée par *δεῦρον μ'*. Celle-ci, en effet, demeure inachevée, puisque l'impératif *ἔλθε* est repoussé à l'autre extrémité du poème.

En définitive, et toute question de sens mise à part, pour que l'élision de la forme *μοι* fût acceptable ou plausible, il faudrait qu'elle se place au début ou dans le corps d'une proposition complète, et non pas en sa fin. Sous ce rapport, peu importe la ponctuation qu'on adopte avant les mots *δεῦρό μ'*, c'est la suite qui compte seule. Ainsi la difficulté ne disparaît-elle pas si, comme le suggère la restitution de Theiler et comme celle de Theander nous y invite impérieusement, nous donnons à *δεῦρον* la valeur d'un impératif au sens de *ἔλθε*. Notons d'ailleurs que cette interprétation est contestable, parce qu'elle s'appuie sur un usage plus récent. Nous trouvons chez Hésychios *δεῦρο · ἐνθάδε ἐλθέ*, mais cet emploi semble introduit par la comédie attique<sup>28</sup>, alors que nous n'en avons pas d'exemple chez les tragiques. Pour cette raison, on ne peut faire état du Ps.-Théocrite XXVII 10, 12; et moins encore du *δεῦρό μοι εἰς φιλότητα* qui figure dans l'épyllion de Musée (*Héro et Léandre* 248), dont l'imitation trahit précisément une date tardive. Chez Homère, en effet, *δεῦρο* employé seul équivaut tout au plus à l'impératif *ἄγε*, lequel appelle à bref délai un second impératif<sup>29</sup>. Au reste, même si nous

<sup>28</sup> Cf. Aristophane, *Nub.* 690, *Pax* 881.

<sup>29</sup> Cf. P. Von der Mühl, *Hermes* 75 (1940): font exception *P* 685 et *Ψ* 581 où *δεῦρο* suit *εἰ δ' ἄγε*, mais alors il n'est plus seul.

admettions une équivalence entre *δεῦρον* et l'impératif *ἔλθε*, l'élision du pronom *μοι* ne se justifierait pas mieux dans le cas qui nous occupe. La difficulté subsiste, que les mots *δεῦρό μ'* dépendent du vers qui précède ou qu'ils soient entendus séparément. Le parallèle Sapph. 1, 25 ne donne rien ici, car, supposé même que *ἔλθε μοι καὶ νῦν* puisse être superposé à un hypothétique *δεῦρό μοι*, nous ne pouvons pas faire que *μ'* se lise ici *μοι*.

\* \* \*

Si les remarques qui précèdent ont quelque pertinence, il devient difficile d'échapper aux conséquences qui en découlent. Certes la leçon *δεῦρό μ'* ne peut être tenue pour absolument certaine: nous avons dit plus haut pourquoi elle nous semblait préférable. Mais si on l'adopte, il faut bien admettre que ces deux mots appellent un verbe dans leur voisinage immédiat. Il faut admettre que ce verbe est un impératif (*δεῦρον* étant, dans cette hypothèse, en tête de la proposition) et que cet impératif doit trouver place dans la lacune ouverte par la cassure de l'ostrakon<sup>29a</sup>. les mots intermédiaires formant une incidente selon l'usage que nous avons mentionné tout à l'heure. Quel est ce verbe? Il n'est évidemment pas possible de le dire avec certitude; mais on reconnaîtra que le choix est limité, si l'on remarque que l'impératif en question a pour complément l'accusatif, vraisemblablement de lieu, *ἔγναλον ἄγνον* ou *ναῦον ἄγνον*. En ce point il semble que la conjecture *ἔλθε* ou *ἔλθ'* se présente d'elle-même à l'esprit, car, outre qu'elle remplit les conditions requises<sup>30</sup>, il paraît naturel de supposer que le texte de Sappho portait à cet endroit le verbe qui figure au premier vers de la dernière strophe telle que nous la rapporte Athénée. Il est à croire, en effet, que celui-ci (ou la source dont il dépend) a emprunté au début du poème cette forme *ἔλθε* nécessaire à l'intelligence de la strophe qu'il citait séparément.

Nous admettons donc, après Theiler, que l'impératif *ἔλθε* appartenait au début du poème; mais nous ne pensons pas qu'il figurât nécessairement dans la strophe initiale. Il nous est loisible de modifier, sur ce point, la reconstruction publiée dans le *Museum Helveticum*, du moment que nous rétablissons différemment le premier vers de la seconde strophe, clé de voûte de l'édifice entier. En effet, il ne semble pas que les prières du 1er livre de Sappho dont nous avons conservé quelques vestiges ne comptassent en leur début qu'un seul impératif, ni que le premier fût nécessairement un verbe exprimant un mouvement. Dans Sapph. 1, la première strophe contient une supplication et l'appel proprement dit n'intervient qu'au

<sup>29a</sup> Cf. Schubart, loc. cit. p. 299 et, en dernier lieu, *Philologus* 97 (1948) p. 312.

<sup>30</sup> Comme le fait remarquer Turyn (*Trans. a. Proc. amer. philol. Assoc.* 1942, p. 309), il n'y a de place que pour une lettre devant *ΝΑΥ.ΙΟΝ* ou *ΝΑΥΤΟΝ*, ostr. l. 3. Cela étant, si *E* s'intègre parfaitement à la première lecture *ἔλθ' ἔγναλον*, il n'en va pas tout à fait de même pour la seconde *ἔλθε ναῦον ἄγνον*. Dans ce cas, en effet, l'impératif aurait été transcrit *ΕΑΘ|Ε*, ce qui ne répond à la pratique courante. Mais à elle seule, l'objection ne semble pas décisive. Pour qu'on puisse faire état ici de «the usual way of word division» il faudrait que le document reflétât, jusque dans ses erreurs mêmes, les habitudes les plus répandues. Nous avons vu que ce n'est pas toujours le cas,

début de la deuxième strophe. L'impératif initial est  $\mu\eta\delta' \acute{\epsilon}\lambda\theta'$  ne vient qu'en second rang. De même il est permis de supposer que, dans la première strophe de notre poème, au participe  $\kappa\alpha\tau\acute{\iota}\sigma\iota\sigma\alpha$  était associé un impératif qui n'appelait pas précisément la déesse à se déplacer ( $\acute{\epsilon}\lambda\theta\epsilon$  Theiler), mais à se manifester dans la fête. Il est à croire d'ailleurs que la mention de cette fête occupait une large part de la première strophe, car, au moment de récapituler le motif initial du poème dans la dernière strophe, Sappho n'y fait qu'une brève allusion, tout occupée qu'elle est à préciser l'objet le plus précieux de sa prière: le don du nectar octroyé par la déesse ( $\acute{\epsilon}\nu\theta\alpha \delta\eta\sigma\theta\iota \dots \text{Κύπρι} \dots \text{νέκταρ οἰνοχόαισο}[\nu]$ ).

Mais nous devons prévenir une objection d'un caractère différent. Lobel (*Alcée* XLIV sq.) définit l'emploi de  $\delta\epsilon\upsilon\sigma\sigma\omicron$  chez Sappho d'une manière qui semble exclure la suite  $\delta\epsilon\upsilon\sigma\sigma\omicron \mu'$  ...  $\acute{\epsilon}\lambda\theta\epsilon$  impliquée dans notre conjecture. Il remarque en effet que  $\delta\epsilon\upsilon\sigma\sigma\omicron$  n'est jamais suivi d'un verbe exprimant un mouvement, cet emploi étant réservé à l'adverbe  $\tau\upsilon\iota\delta\epsilon$ . C'est le lieu de nous demander si cette discrimination peut avoir la valeur d'une règle absolue. On notera d'abord qu'elle repose sur une base fort étroite. Nous trouvons dans les fragments conservés de Sappho quatre fois  $\tau\upsilon\iota\delta\epsilon$  et une seule fois  $\delta\epsilon\upsilon\sigma\sigma\omicron$  (quatre fois si l'on comprend  $\delta\epsilon\upsilon\tau\epsilon$ ; mais dans un cas le texte n'offre pas de sens intelligible, cf. Lobel p. 71, 4); et pour  $\tau\upsilon\iota\delta\epsilon$  un exemple au moins ne paraît pas convaincant ( $\tau\upsilon\iota\delta\epsilon [\nu]\acute{\omega}\nu \acute{\epsilon}\chi\omicron\iota\sigma\alpha$  98, 2 Diehl). C'est peu pour étayer une règle aussi stricte; on est en droit de demander davantage avant d'admettre que, sur ce point, la langue de Sappho se distingue aussi radicalement de l'usage homérique. D'autre part Lobel n'envisage que le cas où  $\delta\epsilon\upsilon\sigma\sigma\omicron$  s'apparente à  $\tau\upsilon\iota\delta\epsilon$  par le sens comme il le fait sous le rapport de la métrique.  $\tau\upsilon\iota\delta\epsilon$  est un adverbe qui signifie expressément «ici». Il est employé seul: nulle part chez Sappho nous ne voyons qu'il soit précisé par un complément circonstanciel de lieu. Or, dans le cas qui nous occupe, ce complément existe: il est rendu par les mots  $\acute{\epsilon}\nu\alpha\nu\lambda\omicron\nu \acute{\alpha}\gamma\nu\omicron\nu$ <sup>31</sup>. C'est pourquoi il semble bien ici que  $\delta\epsilon\upsilon\sigma\sigma\omicron$  ne double pas simplement  $\tau\upsilon\iota\delta\epsilon$  et qu'il doive être compris de préférence comme un adverbe de manière, ou une interjection, renforçant l'impératif  $\acute{\epsilon}\lambda\theta\epsilon$ . Il aurait le sens et la fonction d'un  $\acute{\alpha}\gamma\epsilon$  auquel il lui arrive de se substituer chez Homère par analogie avec  $\delta\epsilon\upsilon\tau\epsilon$  dont il reprend au singulier l'emploi primitif<sup>32</sup>.

Il nous paraît donc possible, en dépit de la règle énoncée par Lobel, de rétablir comme suit le texte transcrit par la deuxième ligne de l'ostracon (nous enchaînons avec le vers suivant):

$\Delta\epsilon\upsilon\sigma\sigma\omicron \mu', \alpha\iota \text{Κρήτε} \langle \sigma \rangle \acute{\iota} \pi\iota\sigma\tau', \acute{\epsilon}\lambda\theta' \acute{\epsilon}\nu\alpha\nu\lambda\omicron\nu$   
 $\acute{\alpha}\gamma\nu\omicron\nu, \acute{\omicron}\pi\iota[\alpha \delta\eta] \chi\acute{\alpha}\rho\iota\epsilon\nu \mu\acute{\epsilon}\nu \acute{\alpha}\lambda\sigma\omicron\varsigma, \kappa\tau\lambda.$

Le point délicat de cette restitution réside évidemment dans le tour elliptique

<sup>31</sup> En définitive, cette lecture paraît exigée par le sens, sinon par la paléographie. La fête se donne manifestement en plein air: on ne voit pas ce que la déesse viendrait faire dans un temple. Et qu'elle fût adorée  $\acute{\epsilon}\nu \kappa\eta\pi\omicron\iota\varsigma$ , c'est un fait bien connu dans l'antiquité.

<sup>32</sup> Cf. P. Von der Mühl, loc. cit. p. 425.



donné à l'incise *αἱ Κρήτεσσι ποτ'*. Ce n'est pas qu'il soit contraire à l'usage<sup>32a</sup>, encore que celui-ci sous-entende avec *εἴ ποτε* de préférence le verbe être. Mais nous avons affaire à une prière dont la forme traditionnelle paraît exiger que «l'hypomnèse» soit énoncée intégralement<sup>33</sup>. Reste à savoir si l'analogie doit être poussée aussi loin. Le datif *Κρήτεσσι* a même fonction que le datif *μ(οι)*, auquel il renvoie sans que ce rappel du passé ait nécessairement dans l'économie du poème la place qui lui revient dans la structure primitive de l'invocation rituelle. Il ne semble pas que la syntaxe contredise cette manière de lire. Autant qu'un rapport de condition, c'est une comparaison qui s'indique entre les deux termes. Si elle était explicitée, nous aurions *ὥς* au lieu de *αἱ* et le verbe exprimé se trouverait dans la proposition subordonnée plutôt que dans la principale<sup>34</sup>. Or celle-ci (pas plus que la strophe ni le poème tout entier) ne peut se passer de l'impératif *ἔλθε*. L'emploi de *αἱ ποτα*, sans éliminer l'idée d'une comparaison, permet de renoncer au verbe dans la subordonnée tout en donnant à la phrase le mouvement d'une prière.

Au demeurant, comment le poème s'organise-t-il dans la perspective que nous proposons? La première strophe, ainsi que nous l'avons admis, exprimerait le vœu qu'Aphrodite soit présente à la fête. Tel que nous l'avons rétabli, le premier vers de la seconde strophe donne à ce vœu un tour plus pressant (*δεῦρό μ'*) et plus déterminé (*ἔλθ'*) en précisant le lieu où la déesse est convoquée (*ἐναυλον ἄγρον*). Suit, de la façon la plus simple et la plus naturelle (*ὅπτα δῆ, κτλ.*) la description de ce lieu: paré de toutes les grâces du printemps, il est digne d'attirer et d'accueillir Aphrodite. Le motif n'est pas entièrement exprimé, mais (et nous sommes dans la ligne la plus pure de l'art de Sappho<sup>35</sup>) il est suggéré par le charme des arbres et des fleurs évoqués, par l'émotion que dégagent les choses décrites. Enfin le motif initial est repris dans la cinquième et dernière strophe: la prière de Sappho y trouve son expression complète. Descendue du ciel, toute présente dans ce lieu ravissant (*ἐνθα δῆ*), que Cypris accorde à ceux (ou celles) qui la fêtent le nectar versé de ses mains, c'est-à-dire<sup>36</sup> le don bienheureux de l'amour.

Reste à déterminer le sens des mots *αἱ Κρήτεσσι ποτ'*. Il est certes malaisé de le faire avec précision. Remarquons toutefois que la difficulté n'a plus le caractère irritant qu'elle revêt dans les restitutions que nous avons analysées; les Crétois ne sont ici que l'objet d'une mention rapide, sans incidence notable sur l'économie du poème. Sappho invitant Aphrodite à se joindre à la fête, fait état d'un précédent, comme si elle disait: *ἔλθε μοι, αἱ Κρήτεσσι ποτ' ἔβας* ... Mais pourquoi a-t-elle choisi ce précédent? Pourquoi nommer plus spécialement les Crétois? Dans la mesure où cette question a un sens et où

<sup>32a</sup> En revanche *π[ό]ιν* doit être écarté. Le mètre, d'ailleurs, interdit d'accueillir dans notre restitution le *P* adopté par la majorité des éditeurs.

<sup>33</sup> Voir les exemples donnés chez Homère par H. Meyer, *Hymnische Stilelemente in der frühgriechischen Dichtung*; cf. encore Liddell-Scott, s. v. *εἰ*, VII 3f, et Sapph. 1, 5 sqq.

<sup>34</sup> Cf. Kühner-Gehrts § 600, 1

<sup>35</sup> Cf. H. Fraenkel, NGG 1924, p. 76.

<sup>36</sup> Cf. P. Von der Mühl, Mus. Helv. 3 (1946) p. 25.

l'on est fondé à demander compte à un poète des moindres allusions que contient son ouvrage, le plus naturel est d'en chercher la raison dans les mots *ἐνανθλον ἄγνον* et d'admettre que le site est placé quelque part en Crète. «Viens auprès de moi dans le vallon sacré, dirait Sappho, si jamais tu es venue en cet endroit, parmi les Crétois.» Et il se pourrait ainsi que le poème nous renvoie au passage présumé de Sappho dans l'île de Crète, lorsqu'elle prit le chemin de l'exil.

Mais il ne semble pas que le texte interdise une autre interprétation. Tel que nous le rétablissons, il met en relation étroite *Κρήτεσι* et *μοι*, les deux datifs, comme nous l'avons vu, ayant même fonction. L'idée serait plutôt, si nous serrons de près l'ordre des mots: «Viens auprès de moi – si jamais tu es venue parmi les Crétois – dans le vallon sacré.» Le précédent invoqué par Sappho ne concernerait pas le lieu où se donne la fête; elle se référerait simplement à quelque occasion fameuse où la déesse passait pour s'être manifestée à ses fidèles. Le texte nous renverrait au fait notoire dans l'antiquité que le culte d'Aphrodite avait en Crète un de ses points d'attache. Sappho demanderait à la déesse de ne pas la traiter moins mal que ces insulaires naguère favorisés par elle. Dans ce cas les trois mots auraient approximativement la valeur d'une épithète; ils rappelleraient un trait de la figure traditionnelle d'Aphrodite, sur lequel Sappho peut fonder l'espoir de voir sa prière exaucée.

Mon propos n'est pas, dans les limites de cet article, de choisir entre ces deux interprétations qui d'ailleurs ne s'excluent pas nécessairement. Il n'est pas non plus d'examiner toutes les questions que soulève notre texte relativement au sens général du poème, à tel épisode de la vie de Sappho, à tel aspect de son art et de sa poésie. Mon intention était simplement de montrer que ce texte, plus satisfaisant peut-être à certains égards, s'insère dans l'ensemble sans engendrer de contradictions, sans ajouter d'obscurités nouvelles à celles qui entachent les restitutions proposées jusqu'ici, et qu'il permet de se faire une idée simple et claire de la structure du poème tout entier.

## Bücherbesprechungen

*Benjamin Dean Meritt, H. T. Wade-Gery, Malcolm Francis McGregor: The Athenian tribute lists, vol. II. The American school of classical studies at Athens. Princeton (New Jersey) 1949. 4<sup>o</sup>, X + 126 S., 16 Tafeln. \$ 10.00.*

Daß ein ganzer Stab von Gelehrten sich gemeinsam jahrzehntelang intensiv um eine einzige zusammenhängende Inschriftengruppe bemüht, dürfte in der Geschichte der Wissenschaft wohl einzig dastehen, aber die Wichtigkeit der Tributlisten des attischen Seebundes, genauer gesagt, des der Göttin auf der Burg geweihten Sechzigstels davon, und der dazugehörigen «Einschätzungsbeschlüsse» der attischen Volksversammlung für die Geschichte des 5. Jahrhunderts v. Chr. und für die historische Geographie der Küsten des ägäischen Meeres in griechischer Zeit ist so überragend, daß sie schon viele Forscher in ihren Bann gezogen hat. Die Marmorstele, die einstmals diese Listen der ersten 15 Jahre von 454/53 bis 440/39 trug, war dazu mit ihren mindestens  $3\frac{1}{2}$  m ursprünglicher Höhe, 110 cm Breite und  $38\frac{1}{2}$  cm Dicke die riesigste griechische Inschriftstele, die jemals aufgestellt wurde. Aber das Schicksal hat diesem mächtigen Denkmal übel mitgespielt, es ist in zahllose, oft kleine und kleinste Bruchstücke zerschlagen. Bruchstücke von der Oberfläche der Stele, die noch Reste der Inschrift tragen, oft nur wenige Buchstaben, sind nunmehr 180 bekannt, aber auch mit der zweiten Stele, die die folgenden acht Jahre enthielt und deren Text aus 72 Einzelfragmenten gewonnen werden muß, steht es nicht viel besser. Danach wurde für jedes einzelne Jahr eine besondere Stele aufgestellt. Diese Zahlen geben einen kleinen Begriff davon, welche gewaltige Arbeit damit verbunden ist, den Text dieser wichtigen Urkunden nach Möglichkeit wiederherzustellen, die einzelnen Fragmente richtig einzuordnen und dem Ganzen das Mögliche an Erkenntnissen abzugewinnen. Die jetzigen Herausgeber, zuerst Meritt und West, begannen ihre Arbeit an den Tributlisten im Jahre 1923 und bereiteten diese Ausgabe abgesehen von zahlreichen Reisen in einer größeren Anzahl von bisher erschienenen Einzelaufsätzen und auch Büchern vor.

Der erste Band erschien im Jahre 1939. Er enthielt den Katalog aller erhaltenen Fragmente mit Besprechung ihrer Lesung an zweifelhaften Stellen, Zeichnungen und Photographien von möglichst allen Stücken, dann die restaurierten und ergänzten Texte, dazu den Abdruck und die Behandlung einer Reihe inschriftlicher Texte, die unmittelbar mit den Tributlisten des Seebundes zusammenhängen, dann den ausführlichen Kommentar der behandelten Inschriften, das Register der in den Listen genannten Städte mit allen Angaben über ihr Vorkommen in den Listen, ihre Tributquoten und alle sonst dazugehörigen Angaben, im 9. Kapitel (dem «Gazeteer») alle notwendigen Angaben und Literatur über Identifizierung und topographischen Ansatz der Ortschaften, das Verzeichnis der vorkommenden Hellenotamiai und endlich in den Testimonia (T 1–161) den Abdruck aller literarischen und inschriftlichen Quellenstellen, die sich sonst irgendwie mit den Tributlisten des Seebundes und ihrer Organisation befassen, schließlich weitere Indices und Tafeln.

Der zweite Band, der hier angezeigt wird, ist durch die Kriegsergebnisse erheblich später erschienen, als beabsichtigt war. In der Zwischenzeit sind noch ein paar Fragmente hinzugekommen. Das erste Kapitel gibt dem Benutzer alle notwendigen Hinweise, die bei der selbständigen Beschäftigung mit diesen Inschriften zu beachten sind, und im zweiten Kapitel noch einmal den Gesamtabdruck der ergänzten Texte der Tributlisten und Einschätzungsbeschlüsse mit den Änderungen und Verbesserungen, die sich in der Zwischenzeit noch ergeben hatten. Bedeutend erweitert ist dabei die Abteilung D (decrees), der Anhang der Inschriften, die sich sonst unmittelbar auf den attischen Seebund beziehen, deren Zahl von 9 auf 25 erhöht wurde. Neu aufgenommen wurden vor allem die erhaltenen Bündnisverträge mit Städten des Seebundes. Zwei weitere Kapitel geben Nachträge und Berichtigungen zum Register und «Gazeteer» des ersten Bandes, ein späteres solche zu den Hellenotamiai. Neu abgedruckt und durch Hereinnahme zahlreicher weiterer Texte vervollständigt ist die Abteilung Testimonia, die aber die Zählung des ersten Bandes beibehält und die neu aufgenommenen unter Zuhilfenahme von Buchstaben einschiebt. Neu ist ein Index der Tributsummen der Städte. Auf 16 Tafeln sind die neuen Fragmente und sonst neu behandelten Inschriften abgebildet. Ein dritter in Aussicht genommener Band soll die Geschichte des Seebundes enthalten, ein vierter die zusammengefaßten Register aller drei Bände und eine vollständige Bibliographie.



Im einzelnen zu einem solchen Werk Stellung zu nehmen, würde eine ebenso entsagungsvolle, jahrzehntelange Nacharbeit voraussetzen. Daß hier das Äußerste an wissenschaftlicher Gründlichkeit und Sorgfalt geleistet wurde, ist längst bekannt. Der Altertumsforscher kann nur mit höchster Dankbarkeit diese bewundernswerte Gabe in Empfang nehmen, die von jetzt an die Grundlage aller Forschung und Arbeit an und mit den Tributlisten bildet. Jeder, der irgendwie zu diesen wichtigen Dokumenten zu greifen hat, wird es besonders dankbar begrüßen, daß die Herausgeber in diesem zweiten Band sich entschlossen haben sowohl den nochmals revidierten Text der Inschriften wie die sämtlichen Testimonia noch einmal ganz abzudrucken, so daß die Benutzung dieser Texte dem Fachgenossen denkbar bequem gemacht ist. Hoffen wir, daß es den Herausgebern recht bald gelingt, ihr Standardwerk mit den angekündigten zwei Schlußbänden völlig zum Abschluß zu bringen.

Ernst Meyer.

Konrad Gries: *Constancy in Livy's Latinity*. New York 1949 (Selbstverlag des Verfassers). 8° 176 S.

Die Untersuchung von Gries ist in der Hauptsache eine Auseinandersetzung mit einem 1898 im 10. Band des Archivs für lat. Lexikographie erschienenen Aufsatz des Wölflinschülers S. G. Stacey, betitelt *Die Entwicklung des livianischen Stils*, dessen Ergebnisse seinerzeit allgemeine Zustimmung gefunden haben und seither unbesehen weitergegeben worden sind. Nach Stacey hebt sich die erste Dekade des livianischen Geschichtswerks stark von den folgenden ab. Einmal habe der Autor es für angemessen erachtet, seiner Darstellung der Sagen und Legenden der ältesten Zeit durch Verwendung dichterischer Wörter und Wendungen überhaupt und durch sprachliche Anleihen bei Ennius im besondern ein poetisches Kolorit zu geben, während er, bei der urkundlich gesicherten Periode der römischen Geschichte angelangt, auf diesen Flitter verzichtet habe. Sodann habe sich sein in den ersten zehn Büchern noch schwankender Sprachgebrauch in den späteren gefestigt, wobei die Entwicklung aber nicht etwa durch eine Entfernung von der klassischen Norm, sondern gegenteils durch eine Rückkehr zu dieser gekennzeichnet sei.

Bei seiner erneuten, tiefer schürfenden Behandlung dieses Themas ist es Gries gelungen, vieles an den Ausführungen Staceys als nicht stichhaltig zu erweisen. Wenn dieser beispielsweise *incertus* mit dem Genitiv als dichterisch in Anspruch nimmt und in *incerti rerum omnium* 9, 43, 4 eine ennianische Reminiszenz sehen will unter Berufung auf Ennius, *Scen. 142 suarum rerum incerti*, so wird seine Auffassung durch die Tatsache widerlegt, daß diese Konstruktion in vorlivianischer Zeit nicht allein bei Ennius, sondern auch bei Plautus, *Rud. 213 incerta (sum) consili* vorkommt, bei dem sie aus der zeitgenössischen Volkssprache stammt, daß sie bei Livius selber außer viermal in der ersten Dekade noch weiterhin fünfmal in der dritten und in der vierten Dekade bezeugt ist, und daß sich endlich *soliciti incertique rerum suarum* 24, 31, 5 (also in der dritten Dekade) näher mit der obigen Ennius-Stelle berührt als *incerti rerum omnium* 9, 43, 4. Folglich läßt sich aus diesem *incertus* mit dem Genitiv und aus der angeblichen Ennius-Reminiszenz kein Beweis für eine die erste Dekade charakterisierende, bewußte und gewollte dichterische Färbung ableiten. Zu Livius 1, 16, 3 *pacem precibus exposcunt, uti uolens propitius suam semper sospitet progeniem* bemerkt Stacey: «Einen entschieden poetischen Klang hat das Verbum *sospitare*, welches Ennius, *Scen. 295 regnumque nostrum sospitent superstites* gebraucht hat.» Demgegenüber macht Gries mit Recht geltend, daß Livius unverkennbar eine alte Gebetsformel zitiert, gerade so wie Ennius a. a. O. und desgleichen Catull 34, 22ff. *Romulique, / antique, ut solita es, bona / sospites ope gentem*. Daraus zu schließen, Livius habe sich in der ersten Dekade einer feierlich gehobenen, poetischen Ausdrucksweise bedient, sei demnach ein Versuch mit untauglichen Mitteln, denn dann könnte man ja ebensogut Ciceros Stil als archaisch und poetisch nennen, weil er häufig alte Dichter zitiert.

Was die von Stacey behauptete Entwicklung des livianischen Stils anlangt, wonach nach anfänglichem Schwanken jeweils der klassische Sprachgebrauch die Oberhand gewonnen hätte, so zeigt Gries auch in dieser Beziehung manche Schwächen der Argumentation seines Vorgängers auf. Die von den Klassikern gemiedene Verbindung *aeque quam* begegnet bei Livius je 2mal in der ersten, dritten und vierten Dekade, während das klassische *aeque ac* durch 6 Belege aus der ersten, 3 aus der dritten, 6 aus der vierten und 4 aus der fünften Dekade vertreten ist. Wie kann angesichts dieser Zahlenverhältnisse von einem anfänglichen Schwanken und einer nachherigen Rückkehr zur klassischen Norm gesprochen werden? Das Schwanken ist ja doch nicht bloß in der ersten, sondern auch noch in der dritten und in der vierten Dekade zu beobachten, und andererseits herrscht das klassische *aeque ac* bereits in der ersten Dekade vor, so daß Livius nicht dazu zurückzukehren brauchte. An Stelle von *introduci ad senatum* 3, 4, 6 und 5, 27, 12 tritt schon von 7, 30, 1 an und in der Folge ausschließlich, im ganzen etwa 20mal, *introduci in senatum*. Dieses *introduci in*

*senatum* muß indessen keineswegs von Cicero hergeholt sein, der sich immer so ausdrückt, vielmehr hat wohl Livius, dem die beiden Wendungen *introduciti ad senatum* und *introduciti in senatum* zur Wahl standen (so etwa wie wir im Deutschen die Wahl haben zwischen *ein Mittel für den Husten* und *ein Mittel gegen den Husten*), in einem gegebenen Moment für die zweite als die ihm passender scheinende optiert.

Gries verfiel also die Ansicht, daß Livius, obwohl er zweifellos ein Bewunderer Ciceros war, sich dennoch nicht eine künstliche Nachahmung des Stils dieses letztern zum Ziel gesetzt, sondern sich eng an die Sprache der Gebildeten seiner Zeit angeschlossen habe, und er vergleicht ihn mit Thackeray, der zu wiederholten Malen seiner Bewunderung für Addison Ausdruck verliehen, ihn aber nicht zum Vorbild seiner eigenen Schreibweise genommen, sondern seine Werke in der Sprache der viktorianischen Epoche verfaßt habe. Daß die erste Dekade sprachlich wegen der besonderen Natur des in ihr behandelten Stoffes eine Sonderstellung einnehme, sei nicht in Abrede zu stellen, aber die in ihr zutage tretenden Eigentümlichkeiten des Ausdrucks seien weder von Livius noch von seinen Lesern als poetisch empfunden worden.

Zusammenfassend läßt sich sagen, daß Gries die weitschichtige Materie mit umfassender Sachkunde und sicherem Urteil gemeistert hat, und daß seine Studie im Vergleich mit der von Stacey einen namhaften Fortschritt darstellt, wenn auch billigerweise hinzugefügt werden muß, daß eben die Liviusforschung in den letzten fünfzig Jahren nicht stehen geblieben ist und sich Gries die in diesem Zeitraum gewonnenen Erkenntnisse und vorab auch den *Thesaurus linguae Latinae* zunutze machen konnte. Max Niedermann.

**Andreas Alföldi: Die Kontorniaten, ein verkanntes Propagandamittel der stadtrömischen heidnischen Aristokratie in ihrem Kampfe gegen das christliche Kaisertum.** Festvortrag, gehalten am 9. Mai 1941, Festschrift der ungarischen numismatischen Gesellschaft zur Feier ihres vierzigjährigen Bestehens. Tafeln: Budapest 1942, Text: 1943.

Geplant war vom Verfasser, dessen Name auch in der Schweiz keiner besonderen Einführung mehr bedarf, ein vollständiges Inventar jener spätrömischen Scheinmünzen, welche nach der um ihren Rand laufenden Rinne (*contorno*) seit der Renaissance Kontorniaten genannt werden. Der Krieg hat dies verhindert. Dennoch ist das Vorgelegte erstaunlich reichhaltig und enthält – außer den in deutschen, italienischen, schweizerischen und ungarischen Sammlungen befindlichen Stücken – auf Grund von Abgüssen, Durchreibungen und Photographien auch die Kontorniaten des Britischen Museums, des Cabinet de Médailles in Paris und der Münzensammlung des Nationalmuseums in Kopenhagen. Von dieser wahrhaft internationalen Reichhaltigkeit, die im Jahre 1941 in Ungarn noch möglich war, zeugen die 585 Nummern des «Kataloges der bearbeiteten Exemplare», zeugt die reichhaltige Übersicht über die Bildtypen der Kopf- und Rückseiten der geprägten Kontorniaten, zeugen schließlich die 75 ganzseitigen Tafeln mit ihren annähernd 900 beidseitig abgebildeten Kontorniaten und weiteren zum Vergleich beigezogenen Reproduktionen.

Auf Grund dieses mit aller Sorgfalt gesammelten und beschriebenen Materials, das trotz seiner Unvollständigkeit um ein Drittel mehr Stücke umfaßt als die Liste bei Cohen-Feuadent (welche ihrerseits noch ganz auf dem 1860 publizierten Werke von I. Sabatier *Description générale des médaillons contorniates* basiert), konnte es Alföldi unternehmen, endlich eine abschließende Antwort zu geben auf die viel umstrittene Frage, was denn der Zweck dieser Medaillen gewesen sei. Er tut dies im Kernstück der großen, zwei Foliobände umfassenden Publikation, in der Form eines Festvortrages, den er zur Feier des vierzigjährigen Bestehens der ungarischen numismatischen Gesellschaft in Budapest gehalten hat.

In übersichtlicher und klarer Darstellung, die es auch dem Nicht-Numismatiker erlaubt, mit reichem Gewinn zu folgen (Alföldi schreibt ein verblüffend gutes Deutsch mit nur wenig Fehlern), wird zunächst die Klassifizierung der Kontorniaten auf Grund technischer Merkmale und bestimmter Leittypen und auf Grund des Prinzips vorgenommen, daß die besten Prägungen jeweils an den Anfang zu setzen sind (S. 8ff.). So erhalten wir drei Hauptgruppen: die Hauptmasse geprägter Kontorniaten aus der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts, darauf basierend eine zweite Gruppe ebensolcher Kontorniaten nach 410 bis ca. 470 und dazwischen gegossene Medaillen aus der Zeit des Theodosius und seiner Söhne. Im einzelnen bleibt die versuchte Aufstellung einer Reihenfolge allerdings noch weitgehend hypothetisch.

Die überwiegende Mehrzahl der Kontorniaten muß in Rom in der staatlichen Münzstätte geprägt worden sein (S. 12), und zwar, wie aus Darstellungen, die auf das Isis-Fest und die Vota Publica Bezug nehmen, ersichtlich ist, ursprünglich zur Versenkung am Neujahrsfest (S. 37ff.). Die Sitte derartiger Neujahrs Geschenke kennt schon Ovid (*Fasti* I, 220ff.), sie ist auch für Augustus durch Sueton bezeugt. Als besonders glückbringend und deshalb besonders geeignet galten alte römische Bronzen, aber auch Goldstücke fremder Könige;



geradezu talismanhafte Wirkung traute man den Münzen Alexanders des Großen zu. Seit dem 2. Jahrhundert werden solche kostbaren Neujahrsmedaillen auch neu geprägt und vom Kaiser als Geschenke und Gnadenbeweise an vornehme Herren verteilt (der Vorsteher des Staatsschatzes heißt jetzt *comes sacrarum largitionum*). Diese kaiserlichen Geschenke aber, für die es außer dem Jahresanfang auch andere Gelegenheiten gab, wurden von den senatorischen Adelsgeschlechtern Roms nachgeahmt; an die Stelle der kaiserlichen Medaillen traten dabei die billigeren Kontorniaten, die mit ihrem durch die umlaufende Furche hervorgehobenen Rand den zum Schutze des Münzbildes aufgehämmerten Rand früherer Münzen und Medaillen wiedergeben.

Auch die verschiedenerei nachträglich eingeritzten Beizeichen, die sich auf den meisten Kontorniaten finden, bezeugen deren glückbringende Kraft (S. 25ff.); vor allem ist es der Palmzweig, das herzförmige oder rhombische Blatt, die Sonnenscheibe und immer wieder das Monogramm *PE*, das von Alföldi mit *praemis* (*P*) *felicit* (*FEL* = *E*) *remunerabimur* (manchmal ist der schräge Abstrich eines *R* dem *P* beigegeben) gedeutet wird. Alle diese Zeichen, die unter anderem auch auf Spielbrettern, Lampen, Pferdedarstellungen gefunden worden sind, weisen auf die Zirkusspiele und sind ursprünglich Siegssymbole. Ihre Übertragung als apotropäische Zeichen auf jene glückbringenden Medaillen ist nicht zu verwundern, zumal in jener Zeit sozusagen alle Lebensgebiete vom Gedanken der Wettspiele durchdrungen waren. Auf keinen Fall sind wir dazu berechtigt, anzunehmen, die Kontorniaten seien Spielsteine eines Brettspieles gewesen oder Eintrittsmarken für Wettspiele – um damit zwei der bisherigen Deutungsversuche zu erwähnen (S. 4ff.).

Diesen Erklärungsversuchen gegenüber läßt Alföldi im Kapitel *Die Gedankenwelt der Kontorniaten* (S. 57ff.) am Leser die lange Reihe der auf den Vorder- und Rückseiten dargestellten Personen und Gegenstände vorbeiziehen: allen voran die Alexander- und Kaiserbüsten, unter diesen an erster Stelle neben den »guten« Kaisern Traian und Hadrian auffälligerweise auch Nero, als »agonistischen Heros« und gleichzeitig als »Antichrist«, wie Alföldi sehr einleuchtend darlegt; dann die Köpfe der berühmtesten griechischen und römischen Dichter und Denker von Homer und Pythagoras bis zu Seneca und Apollonius von Tyana; des weiteren heidnische Götter und ihren Kultus, Bilder aus der Volkssage und der klassischen Mythologie, die den Römern durch ihre Schullektüre und besonders durch Vergil bekannt waren, und immer wieder Kutscher mit ihren Lieblingspferden und andere Darstellungen aus dem Gedankenkreis der Spiele. Ganz wie von selbst fügt sich dies alles – besonders wenn man noch bedenkt, daß trotz der damals offiziellen Stellung der Kirche sich keine einzige christliche Darstellung findet – in den bekannten Zusammenhang der heidnisch-nationalen Opposition des stadtrömischen Adels in der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts, die durch die Gestalten der Symmachi und Nicomachi, des Macrobius und des Vettius Agorius Praetextatus, durch die Dichtungen des Claudius Claudianus und – wie Alföldi zeigt – die verkappte christenfeindliche Haltung der *Historia Augusta* verkörpert wird. Das geistige Erbe der Alten in Kunst und Literatur »war das höchste irdische Gut für den spätantiken Kulturmenschen«. »Von den Früchten«, die jene Renaissance der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts zeitigte, »zehren wir noch heute.« Die ausgedehnte Kunst- und Kulturpropaganda jener Zeit bringt nun Alföldi durch reiche Belege aus der zeitgenössischen heidnischen und christlichen Literatur und durch Heranziehung von Werken der bildenden Künste mit der Gedankenwelt der Kontorniaten in Zusammenhang; auch ihnen war in dieser Propaganda eine gewisse, wenn auch nicht zu überschätzende Rolle zugeordnet.

Die ersten Emissionen fallen nicht zufällig mit dem Besuch Constantius' II. im Jahre 357 in Rom zusammen; dieser sonst strenggläubige Kaiser hat, um den über die Bevorzugung Konstantinopels empörten Senat zu beschwichtigen, die Feier seiner Vicennalien auf die Zeit seines dortigen Aufenthaltes verlegt und sich dabei ganz der altrömischen Tradition mit all dem Zeremoniell eines Triumphzuges und dem Prunk von Wettspielen unterworfen (S. 49ff.). Stadtpräfekt war damals Vitrasius Orfitus, ein Heide – wie die meisten stadtrömischen Würdenträger jener Jahre. Ihm als Vertreter des Senates unterstand in der Münzstätte von Rom die Prägung der Kupfer- und Bronzemünzen; er konnte es sich damals leisten, diese zu einer im Grunde obrigkeitseindlichen Propaganda zu mißbrauchen. Ebenso handelten auch seine Nachfolger, bis dann – nach kurzer offizieller Anerkennung durch Julian<sup>1</sup>, dessen Heidentum jedoch eher griechischen, neuplatonisch-monotheistischen

<sup>1</sup> Seinerseits traf Julian in Konstantinopel auf empfindlichen Widerstand. Bezeichnenderweise mußte der von ihm eingesetzte heidnische Konsul Claudius Mamertinus in seiner Antrittsrede geflissentlich jede christenfeindliche Anspielung vermeiden; denn er sprach vor einem mehrheitlich christlichen Senat. Vgl. H. Gutzwiller, *Die Neujahrsrede des Konsuls Claudius Mamertinus vor dem Kaiser Julian*. Basler Beiträge zur Geschichtswissenschaft 10 (Basel 1942), 19f. 23f.



Charakter hat – unter Theodosius die revolutionär-heidnische Bewegung äußerlich zusammenbricht. Trotzdem ist die christenfeindliche Haltung des Adels noch ungebrochen; die jetzt folgenden gegossenen Kontorniaten zeugen davon. Nach dem Gotenbrand scheinen die Einschränkungen wieder gelockert worden zu sein: die zweite, nun einsetzende große Periode geprägter Kontorniaten wagt es sogar, allerdings ohne Umschrift, Julian darzustellen; dann klingt es allmählich aus. Die letzte Festprägung mit der Darstellung eines heidnischen Gottes stammt aus der Regierungszeit des Anthemius, der bezeichnenderweise trotz seiner Rechtgläubigkeit auch gestattet haben soll, in Rom das heidnische Lupercalienfest noch einmal zu begehen.

Das ist die Antwort Alföldis auf die Frage nach dem Zweck der Kontorniaten. Mit seiner Arbeit verfolgt er aber noch ein zweites Ziel: Er will an diesem dazu besonders geeigneten Stoffe darlegen, wie die Numismatik ihre eigenen Probleme nicht dadurch zu lösen vermag, daß sie sich in den Dienst der Fragestellungen anderer historischer Wissenschaften stellt, sondern umgekehrt, indem sie ausschließlich ihren eigenen Zusammenhängen folgt und dabei sich die Resultate jener Schwesterwissenschaften zu Nutze macht. Die Lösungen aber, die auf Grund dieser Methode (Alföldi nennt sie «entwicklungsgeschichtliche Rekonstruktion») erzielt worden sind, vermögen nun ihrerseits erst recht geistes- und kulturgeschichtlichen Fragen zu bisher nicht möglichen Resultaten zu verhelfen<sup>2</sup>. Allerdings bedarf es dazu einer überlegenen Beherrschung nicht nur des eigenen Faches, sondern auch der Nachbargebiete. Daß diese Kenntnisse Alföldi gerade auch für diese Epoche der Spätantike zur Verfügung stehen, hat er in verschiedenen seiner früheren Arbeiten gezeigt<sup>3</sup>. Hier entwirft er nun ein Bild jener entscheidenden Auseinandersetzungen zwischen der heidnisch-römischen Tradition und der neuen christlichen Staatsmacht in Byzanz, ein Bild jener ungeheuren Spannung zwischen dem starr-dogmatischen Glauben der römischen Nobilität an die Unbesiegbarkeit Roms und dem tatsächlich bereits erfolgten Übergang dieser Macht an Byzanz und bald auch an die Germanen<sup>4</sup>, ein Bild jenes inneren Gegensatzes zwischen der neuen Hinwendung des römischen Adels zum religiösen und kulturellen Erbe der Väter und dem völligen Verfallensein dieser selben Kreise an die Scheinwelt der Spiele und Wettkämpfe – ein Bild, wie es anschaulicher und überzeugender kaum sein könnte.

Mit welcher Spannung möchte man dem vom Verfasser verheißenen Buch über *Das heidnische Rom unter den christlichen Kaisern* entgegensetzen! Ob es wohl noch geschrieben wird? Allen dunkeln Mächten der Gegenwart zum Trotz wollen wir es hoffen!

Lajos Nyikos.

**Felix Staehelin: Die Schweiz in römischer Zeit.** Dritte, neu bearbeitete und erweiterte Auflage. (Schriften herausgegeben durch die Stiftung von Schnyder von Wartensee XXXVIII.) XVIII + 659 S., 205 Abb. im Text, 1 Karte, 3 Pläne. Benno Schwabe & Co., Basel 1948.

Seit langem wußte man, daß Felix Staehelin an einer Neuauflage seiner *Schweiz in römischer Zeit* arbeite, erfuhr danach, daß der im Gang befindliche Druck sich schmerzlich lange hinauszögerte. Nun liegt die mit Spannung erwartete Neuauflage in einem stattlichen Bande vor. Sie war besonders erwünscht, da die 17 Jahre, die seit der letzten Auflage im Jahre 1931 verflossen waren, eine Zeit besonders lebhafter Forschungstätigkeit auf dem Boden der Schweiz gewesen waren. Die Wirtschaftskrise der Jahre vor dem zweiten Weltkrieg kam der archäologischen Forschung in der Schweiz dadurch zugute, daß es gelang, namhafte öffentliche Mittel für den freiwilligen Arbeitsdienst arbeitswilliger und arbeitsfähiger Stellenloser aller Berufe flüssig zu machen. Und es tauchte sofort der Gedanke auf, diesen freiwilligen Arbeitsdienst auch für wissenschaftliche Ausgrabungen einzusetzen, was

<sup>2</sup> Nur ein Beispiel: Wie wir gesehen haben, stehen die häufigen Nero-Bildnisse auf den Kontorniaten in engem Zusammenhang mit den Spekulationen über die Rückkehr des Nero, die sich bei den kirchlichen Schriftstellern um 400 besonders oft finden; in diesen Zusammenhang gestellt, bekommt die Datierung der Gedichte Commodians auf die Jahre nach 410 (Hinweise auf die Literatur bei Alföldi S. 61, Anm. 72) eine gewisse Wahrscheinlichkeit.

<sup>3</sup> z. B. *A festival of Isis in Rome under the Christian emperors in the IVth century*, *Dissertationes Pannonicae* 2, 7 (1937). *Die Ausgestaltung des monarchischen Zeremoniells am römischen Kaiserhofe und Insignien und Tracht der römischen Kaiser*, Mitteilungen des Deutschen Archäologischen Institutes, Röm. Abt. 49 (1934) und 50 (1935).

<sup>4</sup> Ein Beispiel für das bewußte Vorbeigehen an den Gegebenheiten der Gegenwart und das überschwängliche Lob der Macht und Herrlichkeit Roms unter Verwendung von Gedankengängen der alten Zeit ist z. B. das kurz nach dem Gotenbrand verfaßte Gedicht des Rutilius Namatianus; vgl. H. Fuchs, *Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde* 42 (Festband Felix Stähelin, Basel 1943), 37ff.

denn auch in einer Reihe von Fällen gelang. So konnten an mehreren wichtigen Stellen Ausgrabungen in einem Ausmaß vorgenommen werden, das früher unmöglich war. Von den die römische Schweiz betreffenden Plätzen kam das vor allem dem Legionslager Vindonissa, Augst, Avenches und dem interessanten Tempelbezirk über Petinesca zugute. An den freiwilligen Arbeitsdienst schlossen sich während des Krieges mehrfach Ausgrabungen mit Hilfe von Kriegsinternierten an. Dadurch sind unsere Kenntnisse an vielen Punkten stark gefördert worden. Aber auch sonst war die Forschung gerade in diesen Jahren lebhaft und der Wunsch, diese ganze Ernte an Neuentdeckungen und neuen Erkenntnissen in der großen Zusammenschau Stahelins verwertet zu sehen, groß.

Die Neuauflage erfüllt diese Wünsche, wie nicht anders zu erwarten war, in bester Weise. Aufs sorgfältigste ist alles berücksichtigt und nachgetragen, was seit 1931 an Neuem hinzugekommen ist, teils in Nachträgen oder Änderungen am Text, teils in kritischen Referaten. Äußerlich ist das Buch um 56 Seiten von 603 auf 659 Seiten gewachsen, außerdem sind die Abbildungen von 180 auf 205 vermehrt worden, auch mehrere alte durch neue ersetzt. Vor allem zu begrüßen sind die mancherlei neuen Pläne, in denen die Ausgrabungstätigkeit der letzten drei Jahre ihren besonders sichtbaren Ausdruck findet. Auch die drei großen Pläne von Augusta Raurica, Vindonissa und Aventicum am Schluß des Bandes sind durch neue Pläne ersetzt, der letztere auf Grund des vor kurzem von der Gesellschaft Pro Aventico herausgegebenen neuen Plans durch einen mehrfarbigen in doppeltem Maßstab. Allgemein ist für diese Neuauflage ein noch besseres Papier verwandt worden als für die frühere, was allen Abbildungen sehr zugute kommt, die sich nunmehr weit besser und klarer präsentieren. Der Neuzuwachs an Entdeckungen und wissenschaftlichen Erkenntnissen findet natürlich seinen Niederschlag in erster Linie in den Anmerkungen, in denen sie besprochen und verwertet werden, doch ist auch im Text an nicht wenigen Stellen leicht oder stärker geändert worden. Im einzelnen kann darauf hier nicht eingegangen werden. Im ganzen darf man aber wohl sagen, daß der größte Teil des Textes unverändert geblieben ist. Zu durchgreifenden Änderungen, die über den Rang von Nachträgen hinausgehen, hat der Verfasser sich nur an einzelnen Stellen veranlaßt gesehen; manches von dem, worin Mitforscher anderer Meinung sein zu müssen glauben, hat nicht die Zustimmung Stahelins gefunden. So ist das Buch im ganzen doch das alte geblieben, aber in erneuerter und verschönerter Form und dem derzeitigen Stand unseres Wissens entsprechend. Einer besonderen Empfehlung bedarf dieses Buch, das in seiner Verbindung von äußerster wissenschaftlicher Gründlichkeit und Zuverlässigkeit mit ausgezeichneter Darstellungskraft ein Meisterwerk historisches Landeskunde ist, längst nicht mehr.

Ernst Meyer.

**Karte von Gallien.** Als Beilage zur Caesar-Ausgabe der Editiones Helveticae ist im Verlag Huber & Co., Frauenfeld, eine Karte von Gallien erschienen, die vom Institut für Ur- und Frühgeschichte der Schweiz (Basel) in Zusammenarbeit mit dem Herausgeber des Caesar-Textes, Prof. H. Fuchs, angefertigt worden ist. Die Karte wird in Zukunft den Caesar-Texten beigeheftet werden. Einzelne Stücke können zum Preise von 60 Rappen in den Buchhandlungen und beim Verlag bezogen werden.

**J. Marouzeau: Quelques aspects de la formation du latin littéraire.** Collection linguistique, publiée par la Société de linguistique de Paris. Klincksieck, Paris 1949. 232 p. 600 fr.f.

«L'histoire du latin littéraire offre un riche champ d'observations: innovations et réactions, rôle de l'école et de la tradition, respect des modèles et pratique du *certamen*, conflits entre la théorie et l'usage, sens du réel et propension à l'analyse, purisme et exotisme, goût de l'expressif et de la démesure ou en sens contraire de la réserve et de l'atténuation, tyrannie des préjugés esthétiques aux dépens de l'individuel et du spontané: toutes forces et tendances qui, agissant tantôt en opposition et tantôt en convergence, représentent les facteurs d'une évolution réductible à des lois» (p. 5–6). Quarante ans de recherches patientes, aux confins de la linguistique et de la philologie, ont conduit J. Marouzeau à la découverte de ces lois qui, pour évidentes qu'elles paraissent maintenant, n'en étaient pas moins dissimulées sous un fatras d'habitudes et de préjugés. Tenu par une main experte et impitoyable, le scalpel fouille, sectionne l'organisme délicat complexe, rébelle, où, puisque le latin se prolonge par le français, se sentent encore les pulsations de la vie.

Quelles ressources la langue offrirait-elle à l'écrivain? J. Marouzeau de présenter les aspects du latin ancien: *latinitas* – *urbanitas* – *rusticitas*, apports respectifs de la province, de Rome, de la campagne qui, pauvres individuellement, constitueront, en s'unissant et en proliférant par leurs contacts, un fonds déjà riche. A quoi s'ajoutent les ressources intrinsèques. La «pauvreté originelle» (p. 32) du latin est compensée par la facilité avec laquelle la langue crée des mots selon le processus naturel de la dérivation. Ce qui confère au latin «la régularité



de sa structure et l'aspect harmonieux de sa morphologie» (p. 32). Ordonnance que troublera l'action de l'écrivain à la recherche de l'expressivité. Ainsi il préférera la forme rare, ou il attribuera au mot une valeur nouvelle qu'il importe de rétablir. La tradition apporte son concours. Le Romain, religieux et juriste, hanté par la crainte de l'omission, est prolixe et verbeux: origine de la *copia dicendi*. Pour exprimer sa pensée, l'écrivain a été obligé de remédier aux inaptitudes de la langue en utilisant les éléments existants: dure étape de la «conquête de l'abstrait» (p. 107 et suiv.). L'enrichissement définitif est dû au grec.

Comment ces ressources sont-elles exploitées? «L'organisation de la langue ne procède pas par ces classifications logiques, ces groupements et synthèses qui font l'ornement de nos grammaires et la satisfaction de notre esprit; elle se fait par des actions particulières, par des analogies occasionnelles, par des transferts, décalages, interférences, de telle façon que les 'valeurs syntaxiques' sont aussi difficiles à définir que les valeurs sémantiques» (p. 145). Ni la logique, ni la psychologie ne fournissent une interprétation suffisante de la syntaxe. «L'appel à la psychologie trahit notre ignorance des faits, et répond à notre besoin instinctif d'explications immédiates. Mais la linguistique est une science de causes secondes, et plus nous avançons dans la connaissance historique, plus le rôle de la pensée se réduit au profit de la tyrannie des formes» (p. 151).

Quant à l'attitude de l'écrivain devant les moyens d'expression, ses préférences, ses répulsions, le chapitre sur la stylistique donne la quintessence de l'enseignement du maître, fondateur de cette science. «Le domaine du choix, donc du style, est presque illimité» (p. 164). Il s'agit de repérer le procédé de style, de le distinguer du fait de langue (p. 173), celui-ci résultant de celui-là, quand l'usage l'a rendu banal; de jauger l'expressivité non par l'expression directe, mais par une sorte de négatif qui la suggère renforcée («expression indirecte», p. 182). Enfin par l'exemple (*Quelques éléments de poétique: l'art horatien*, p. 193), J. Marouzeau montre de *visu* et de *auditu* le parti qu'un grand poète a tiré des ressources phoniques: «Horace artiste des sons». Non seulement la disposition des syllabes ou des mots, mais une symétrie savante des groupes à la manière d'un chant responsorial caractérisent la virtuosité horatienne.

Ce compte rendu ne donne qu'une idée approximative de la richesse de ce livre, à la fois austère et attrayant, écrit avec une clarté et une élégance admirables. Il ne laissera aucun latiniste indifférent. Toute activité philologique reposant sur la compréhension préalable du texte, nul ne doit ignorer les moyens d'investigation qu'une science bien conduite met à sa disposition, une méthode qui, partant de l'observation de faits insignifiants en apparence, amène, par l'étude de l'expression, le chercheur au cœur de la pensée humaine.

J. Béranger.

**Gerard Hendrik Blanken: Introduction à une étude du dialecte grec de Cargèse (Corse).**

Preliminaires – Phonétique. Thèse présentée à la Faculté des Lettres de l'Université de Leyde. A. W. Sijthoff's Uitgeversmaatschappij N.V., Leiden 1947. 99 p.

Parmi les dialectes néogrecs le cargésien est un des plus intéressants. Il n'est parlé aujourd'hui que par quelques dizaines de descendants du groupe des émigrés venant du Magne en Péloponnèse et établis, depuis 1676, en Corse. Malgré les vicissitudes de toute sorte – changements de dominations, hostilité des Corses, querelles ecclésiastiques – la petite colonie a conservé jusqu'à nos jours ses traditions et son dialecte, mais le danger d'absorption par l'entourage non grec est de plus en plus imminent. La description de ce groupe, avant qu'il ne soit complètement assimilé, est donc des plus urgentes.

L'intérêt linguistique de l'étude du cargésien dépasse le domaine de la dialectologie néo-hellénique. Le mécanisme des innovations apparaît sous un jour nouveau dans un dialecte qui n'est parlé que par quelques familles qui se connaissent très bien; on trouverait difficilement ailleurs un exemple aussi instructif du trilinguisme – à l'heure actuelle tous les grécisants de Cargèse parlent couramment le dialecte, le corse et le français; le problème des influences linguistiques étrangères se pose ici – dans un groupe très restreint et isolé de sa métropole depuis trois siècles – en toute son ampleur.

Nous ne possédions jusqu'ici que des études plutôt superficielles de ce dialecte. La description la plus détaillée de Phardys (1888) a été faite par un auteur qui n'avait pas la formation linguistique. Les spécialistes comme Mirambel, Agnostopoulos et Triandaphyllidis se sont bornés à des résumés plus que sommaires. L'article le plus substantiel sur le cargésien a été fourni par R. M. Dawkins, *The Greek Dialect of Cargese and its disappearance* (Byzant.-Neogr. Jahrbücher 1927), mais l'auteur, bien qu'un linguiste très averti, n'a fait qu'un séjour de 24 heures à Cargèse, ses observations sont donc nécessairement incomplètes.

Le travail de M. Blanken vient combler cette lacune. L'auteur, qui étudie le cargésien depuis 1932, prépare un ouvrage fondamental sur l'histoire de la colonie, la grammaire



et le vocabulaire du dialecte suivis d'un recueil de textes et de documents. L'ouvrage que nous examinons ici n'est que la première partie de la grammaire et, en plus des observations préliminaires, d'ailleurs très instructives, ne contient que le chapitre sur la phonétique. On ne pourrait donc apprécier définitivement le travail de M. Blanken qu'après la parution des chapitres consacrés à la syntaxe et le vocabulaire cargésien, car c'est là que les particularités du dialecte apparaissent pleinement.

Quant aux particularités phonétiques du cargésien — palatalisation des gutturales devant voyelles antérieures, mouillure de *λ* et *ν* devant *i*, disparition de la nasale dans le groupe nasale occlusive à l'intérieur des mots, maintien de l'accentuation *-éa*, *-εῖa*, *-ia*, développement d'un *i* interconsonantique, instabilité du *ς* final, etc. — on les retrouve dans les autres dialectes grecs. Dans l'ensemble la phonétique du cargésien continue celle du maniote, mais elle est plus proche du grec commun. L'auteur explique ce phénomène, surprenant à première vue, par l'influence à Cargèse de l'église et de l'école (les *δασκαλοι*, qui ont puisamment contribué à la conservation du grec en Corse, étaient des nouveau-venus, originaires des différentes provinces et cherchaient à implanter avant tout le grec commun).

L'auteur ne signale que deux particularités phonétiques du cargésien qui seraient sans parallèles ailleurs: fermeture régulière des *e* (*ε*, *αι*) et *o* (*ο*, *ω*) toniques et palatalisation, devant voyelle antérieure de *g* (<γγ, γκ>), qui devient un *ǵ*. Ce dernier phénomène se retrouve dans les autres dialectes (p. ex. Kos *ἄγγελος* = *ǵγγελος*), mais il n'y apparaît pas à côté de la palatalisation de *κ*, *γ*, *χ*. L'auteur attribue le développement en cargésien de quatre palatales à l'influence du corse qui possède également ces quatre sons (*Jenua* = *Genova*, *cera*, *gentile*, *connosce*). Il se demande également si la fermeture des *e*, *o* (qu'il a été le premier à constater en cargésien) n'est due à l'influence du français. Cette supposition, je ne saurais la partager. Il ne s'agit pas de la pure coexistence des *e*, *o* fermés et ouverts; celle-ci peut être constatée dans les autres dialectes, p. ex. dans les villages de Chio. La particularité du cargésien consiste en une répartition rigoureuse: *e*, *o* toniques-fermés, mêmes voyelles atones-ouvertes. Or, en français la relation semblable entre l'accent tonique et la fermeture de *e*, *o* n'existe pas.

En général, il ressort de l'exposé de M. Blanken que même dans le cas spécial du cargésien la phonétique est la plus récalcitrante aux influences étrangères. Les influences indubitables du corse et du français sur le cargésien sont à chercher dans le vocabulaire (*σπεράω* = *ἐλπίζω*, *ώρα* = «donc», *πouρτάντον* = «pourtant», *τὸ τραῖνο* = «le train» avec *e* ouvert contrairement à la règle dont nous venons de parler) et dans les tournures syntaxiques (*μὴ ἀπογρά τίς μέρες*, calque du français «un de ces jours»).

Même le fragment que nous connaissons du travail de M. Blanken permet d'apprécier pleinement la méthode et la clarté exemplaires de l'exposé et les vastes connaissances de l'auteur, sans parler de sa parfaite maîtrise des problèmes cargésiens. Dans ce domaine il est probablement sans rival aujourd'hui, et c'est avec un intérêt d'autant plus grand qu'on attend la publication de la suite de son travail.

Constantin Regamey.

